

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 46.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

1882.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

19. Fortsetzung.

Jetzt schlief er indes ruhig, die Dualgeister schienen mit ihm eingeschlummert zu sein; aber er wurde bald durch einen schmerzlichen Druck in der Kniegegend erweckt. Er mußte auf einem harten Gegenstand liegen, den er vorher auf dem Sopha nicht bemerkt hatte. Er griff unter sich und fand etwas, das sich hart anfühlen ließ, aber bei einer zufälligen Bewegung mit dem Beine war auch dieser ihm unbekannte Gegenstand unter seinen Fingern verschwunden. Er sprang auf, ihn auf dem Sopha zu suchen. Zu gleicher Zeit trat das Mädchen mit einem Tablett ein, auf dem sein Abendbrot stand und eine Tasse dampfenden Tee's. Diese Unterbrechung ließ ihn nun alles Suchen vergessen, er setzte sich an den Tisch und genoß das keineswegs lärgliche Mahl. Der von ihm stark mit Rak (malaischer Bramtwein) versetzte Tee gab seinem Gesicht eine lebhaftere Färbung, niemand hätte aus seinem Ansehen vermutet, daß zu anderen Stunden in dieses Mannes Wesen der Halt fehle, welchen er jetzt zu haben schien. Bei seinem Aufstehen stützte er, ein harter Gegenstand, der in seinem Hausrock stecken mußte, schlug an den Stuhl an, von welchem er sich hoben erhob. „Was in aller Welt kann das nur sein?“ redete er vor sich hin. „Ich entsinne mich doch nicht, daß ich je etwas derartig Hartes in eine der Taschen dieses Rockes gesteckt haben sollte.“

Um darüber ins Klare zu kommen, entkleidete er sich des Rockes und visitierte gründlich dessen Taschen. Schon schien auch diese Suche vergeblich zu sein, als er zuletzt in eine in der Innenseite des Rockes befindliche und sehr selten von ihm benutzte Tasche mit der Hand fuhr und ein Loch entdeckte. Jetzt hatte er die Spur gefunden und nach wenigen Sekunden zog er aus der Tiefe ganz unten am Saume eine kleine wohl verstopfte und mit einem Stück Blase fest zugebundene Phiolo heraus. Bei ihrem Erblicken wandte er wie von einem plötzlichen Schwindel ergriffen ein paar Schritte zurück, das kleine Glas entfiel seinen Fingern und blieb auf dem Sopha liegen. Er starrte es mit Schreck an und erkannte es als dieselbe Gistphiolo, die er auf Wunsch des sterbenden Martinez aus dem hintern Eck des Bücherchranks geholt hatte.

Zur Nachtwache bei seinem Freunde hatte er sich seinen bequemen Hausrock holen lassen und ohne besondere Aufmerk-

samkeit, wirr von Angst und Schrecken, die Phiolo in die Tasche gesteckt, durch deren Boden sie weiter hinunter gerutscht war, wo der dick umgeschlagene Saum und ein paar Falten sie vor Beschädigung bewahrt hatten. Vergebens hatte er sie gesucht, um sie in die Themse zu werfen, wie Martinez es gewünscht . . . diesem Wunsche konnte er also nicht entsprechen und er fühlte deshalb eine unfägliche Beängstigung in sich . . . nun lag dieses mit so großem Kummer vermischte Fläschchen überraschend plötzlich vor seinen Augen, er sah sich mitten in eine Bestürzung versetzt, der er sich nicht entziehen konnte. Kam es ihm doch in seiner Angst vor, als berge die Phiolo Feuer in sich, der Lichtschein der auf dem Tische stehenden brennenden Kerze fiel auf die Flüssigkeit in ihr. Er fühlte sich bedrängt, sie aus seiner Wohnung so rasch als möglich zu entfernen; aber wohin? wohin? Der Fluch des Mordes, das Urteil der Verdammnis befand sich in dieser Phiolo eingeschlossen, und lastete nicht schon die erdrückende Last eines Verbrechens auf ihm, dessen Erinnerungen wie Scorpionsbisse täglich neu in seiner Seele sich fühlbar machten?

Wie er auch nachsann, er wußte keinen sichern Versteck aufzufinden, wo er außerhalb seines Zimmers die Phiolo verbergen konnte, bis er sie an einem der nächsten Tage werde mitnehmen und in den Strom versenken können. Seine Gedanken wirrten regellos durcheinander, er war ihrer nicht Herr, endlich aber hatte er einen erfunden, der ihm als allein geeignet schien, einen von niemand beachteten Versteck zu gewähren und je mehr er sich in dies Nachdenken vertiefte, um desto mehr hielt er sich überzeugt, daß er sich über denselben vollkommen beruhigen dürfe, es konnte keinen sicherern Ort geben, als den er gefunden.

Als die Glocke die zehnte Stunde ausgeschlagen und der Schritt des Mannes, der um diese Zeit durch die Säle als Wächter wanderte, lange schon nicht mehr hörbar war, öffnete sich geräuschlos die Thür, welche aus der Wohnung über die mit breiten Läufern bedeckten Stufen der gewundenen Treppe herab führte. Es war Becco, der auf den Austritt der Treppe heraustrat; er lauschte oben eine kurze Weile, dann stieg er vorsichtig herunter. Sein Tritt war nicht zu hören, er trug leichte Schuhschuhe an den Füßen. Eine matt brennende Lampe

hing in Mitte des Saales, ein Grau hüllte alle Gegenstände ein, nur das Tableau: die Anbetung der drei Könige war heller erleuchtet, weil in gleicher Linie die Lampe brannte. Becco, hier mit jedem Schritt und Tritt bekannt, nahte sich dem genannten Tableau, blieb eine Weile mit zum Gebet gefalteten Händen stehen, dann zog er aus seiner Rocktasche einen kleinen Gegenstand und legte denselben hinter das auf dem Schoße der Gottesmutter sitzende Jesuskind. Nach einer Weile, in der er abermals zu beten schien, ging er langsam zurück.

„Rasch hinein . . . er darf uns hier nicht sehen,“ flüsterte eine Frauenstimme und zwei Frauengestalten schlüpfen durch die nur leicht angelehnte Türe zur Wohnung. Bald darauf stieg Becco vorsichtig jedes Geräusch vermeidend die Treppe hinauf. Er hatte keine Ahnung, daß sein Tun belauscht worden sei. Seit langer Zeit war er nicht so heiter gewesen, als jetzt. Diese seltene Gemütsstimmung erhob sich noch mehr, als er eine vom Mittag übrig gebliebene halbe Flasche Wein austrank und sich dann auf sein Bett warf und vergnügt vor sich himmelmelnd: „Mein Jesuskind! Mein Jesuskind!“ in einen ruhigen festen Schlaf fiel.

Als der Glockenschlag der Mitternachtsstunde verhallte, öffnete sich in der oberen Wohnung die Türe zu der in die Galerie hinabführenden Treppe, Mistreß Lucie und ihre Dienerin traten leise auf den Austritt hinaus. Das Nachtgrau im Saale und die Stille darin hatten etwas Erschreckendes, Gespenstisches und beide Hinabschauende drückten diese sie überwältigende Empfindung durch tiefes Schweigen aus. Ihr Standpunkt war so hoch, daß sie am festen Geländer des Austritts stehend, bequem in die freie Mitte des weiträumigen Saales hinabschauen konnten, da die Tableaux an beiden Seiten desselben an einander gereiht standen. Aus dem Dunkel unten hoben sich hier und da einzelne Gesichter weiter als die andern in den Vordergrund tretenden Wachfiguren spukhaft hervor, der überaus matt niederfallende Schein der brennenden Lampe veranlaßte diesen schreckhaften Anblick.

Mistreß Lucie sprach leise einige Worte zu ihrer Dienerin, dann stieg sie rasch die Stufen hinab, während jene das Geländer verließ und an die Wohnungstüre trat. Auf der Treppe lag es tiefdunkel, indes die Mistreß war dieses Weges zu gewöhnt, um befürchten zu müssen, daß sie eine Stufe verfehlen und hinunter stürzen könne, und dann hatte sie auch an der eisernen Leistange einen sichern Halt. Trotz der tiefen Dunkelheit, in der sie sich befand, fühlte sich Lucie doch nicht geängstet, sie wurde nur von dem Gedanken getrieben, zu forschen, was Becco bei dem von ihm gefertigten Tableau „Die Anbetung der Dreikönige“ vor zwei Stunden zu schaffen gehabt haben könne? Wie sie auch sinnen mochte, sie fand keinen denkbaren Grund, der ihn zu dem Bilde geleitet, und jetzt war sie auf dem Wege dahin. Jedenfalls hing dieser nächtliche Gang mit seiner geistigen Störung zusammen, und dann war es nur ein Einfall gewesen, der ihn in seiner geistigen Verwirrung beherrschte hatte.

Obwohl Mistreß Lucie an den Anblick der regungslosen Wachfiguren mit den starren Glasaugen gewöhnt war, so empfand sie doch die Umwandlung einer gewissen Scheu, als sie durch das Dunkel im Saale hinschritt und ihr Blick hier und da, rechts und links in dem Nachtgrau auf leblose, bleiche Gesichter traf. Endlich hatte sie das mehrerwähnte Tableau erreicht, welches zugleich das einzige war, auf welchem der volle Lichtschein der Lampe ruhte.

Von oben herab hatte sie vorhin ihren Mann vor diesem Tableau stehen, dann über das Jesuskind sich biegen sehen. Wozu? Die ihr unbekante Ursache dieses Tuns aufzufinden war ihr unmöglich. Endlich machte sich der Gedanke bei ihr geltend, daß er vielleicht eine Veränderung der beiden Figuren, des Kindes und seiner jungfräulichen Mutter, beabsichtigt . . . das konnte es sein, besonders glaubte sie es, da sie bemerkte, daß gegen sonst die nackte Kindesfigur etwas nach der Seite geneigt sitze. Dieser Uebelstand konnte ihm nicht entgangen sein; in der Befürchtung, dieselbe könne noch mehr aus dem Gleichgewicht weichen, versuchte sie, mit leiser Handberührung an deren

Rücken bis auf den Schoß hinab, wo es in sitzender Stellung befestigt war, sie ein wenig zu rücken. Ihre Finger berührten, zu ihrem Erstaunen, einen kleinen harten Gegenstand, welcher sich unter das aus Füllung bestehende Gefäß der Kindesfigur zumteil eingeschoben zu haben schien und dadurch die Neigung derselben nach der linken Seite bewirkt haben mußte.

Da sie ihn beweglich fand, konnte er nicht zu der Befestigung gehören, sie versuchte ihn hervorzuziehen, was ihr ohne alle Schwierigkeit gelang. Es war, als sie es betrachtete, ein Stück in Papier gewickeltes Eisen oder Holz, das gewiß nicht an den Ort gehört hatte, woher sie es genommen, und daß sie sich nicht täuschte, bemerkte sie an der Figur selbst, welche durch ein zufälliges Anstreifen ihres Armes beim Hervorziehen des ihr fremden Gegenstandes wieder in die ursprüngliche Stellung sich zurückneigte.

Das war ihr so überraschend auffällig, daß sie nicht wußte, was sie davon denken sollte, indes bald bemächtigte sich ihrer die Ueberzeugung, daß nur Becco derjenige gewesen sein könne, der den jetzt in ihrer Hand befindlichen Fund hier versteckt, und derselbe also auch eine Bedeutung haben müsse. Sie löste die mit einer dünnen Schnur fest umwundene Papierhülle von demselben ab und . . . eine kleine wohlverförfte Phiolen mit dem Inhalte einer braunroten Flüssigkeit kam zum Vorschein. Das mußte doch bestimmt eine ganz eigentümliche Bedeutung haben.

Draußen auf der vorüberführenden Straße rollten ein paar schwere Wagen entlang, und deren Geräusch äußerte die gute Wirkung, sie aus ihrem Nachdenken aufzurütteln. Sie eilte, ihren Fund und dessen Emballage bei sich verbergend, in ihre Wohnung hinaus.

„O Mistreß, welche große Angst habe ich ausgestanden! Daß Sie kommen, ist wirklich eine große Erlösung für mich. Es ist so geisterhaft hier,“ klagte die Dienerin.

„Ach ja, man muß Mut haben, wenn man diese tote Gesellschaft zur Nachtzeit besucht, aber man gewöhnt sich doch bald an sie,“ antwortete Mistreß Lucie. „Wir wollen aber schlafen gehen, es ist die höchste Zeit. Und träume davon, daß du für deine Nachtwache morgen von mir meinen hübschen Ring mit dem schönen Bergkristall in schwarzer Emaille geschenkt bekommst.“

„Ach, Mistreß, Sie sind immer die Güte selbst.“

Hinter beiden schloß sich die Türe.

Welchen Fund Mistreß Lucie gemacht, davon erfuhr niemand eine Sylbe, weil ja kein Mitwisser vorhanden war. Sie hatte lange darüber gesonnen, welcher Art wohl die in der Phiolen befindliche Flüssigkeit sein könnte und glaubte nicht anders, als es sei eine Tinktur, die zum Mischen der Farben im Atelier gebraucht würde; aber warum dann dies geheimnisvolle Wesen? Nein, diese Flüssigkeit mußte zu anderem Zwecke zu verwenden sein. Endlich entstieg ihrem Hirn ein Gedanke, unter dem sie zitterte. War dies etwa derselbe Extrakt, der Marcella den Tod gebracht hatte? Sie irraute sich gegen diese Annahme, aber er blieb fest und unwandelbar in ihrem Gedächtnisse haften, zudem erinnerte sie sich, daß es in ihrer Nacht sitze, eine Probe damit anzustellen. Die Kasse des Portiers fand sich fast immer zur Frühstückszeit bei Mistreß Lucie ein, wo sie eine kleine Milchspende empfing. An einem der nächsten Morgen versiel die Kasse nach dem Genuße der Milch in heftige Krämpfe und der Tod machte ihrem Leben ein schnelles Ende . . . Lucie kannte nun die Eigenschaften ihres nächtlichen Fundes. Sie bewahrte dies schreckliche Wissen als ein Geheimnis, denn sie hatte keinen Freund, dem sie es hätte mitteilen können, der ihr einen Rat hätte geben können.

Becco befand sich in einem so fieberisch aufgeregten Zustande, daß der Arzt, der ihn schon früher behandelt hatte, seine Meinung dahin aussprach, diesmal sei seine Krankheit eine weit ernstere und nur die aufmerksamste Pflege könne die schweren Befürchtungen, welche er für seine Wiederherstellung hege, beseitigen. Vergebens war es, über den mutmaßlichen Grund dieser neuen Erkrankung Genaueres zu erfahren, als das, was aus seinen wirren, unverständlichen Reden hervorging. Es klang

Leängstgigend, zu hören, daß ihn das Jesuskind um die ewige Seligkeit gebracht habe und er nie die Mahnung vergessen werde: Einer fehlt. Verpaßt nicht.

„Niemaß! Niemaß!“ schrie er wild auf . . . „ich vergesse das nie . . . der eine fehlt und das bin ich!“

Nur Mistreß Lucie fand aus seinen Reden, doch auch nur zumteil, den Sinn heraus, der allen unverständlich blieb; aber sie schwieg, es lag ein eiserner Zwang auf ihr, durch kein Wort ihre Kenntnis des verbrecherischen Geheimnisses, das seinen Geist belastete, zu verraten.

Die ihm verordnete Medizin äußerte indessen gute Wirkung auf ihn, er sank in einen Zustand der Ruhe, welche als ein sehr günstiger Wechsel in seinem Befinden angesehen wurde, besonders da er die nächstfolgenden Nächte ruhig schlief, wie der bei ihm wachende Wärter berichtete; aber im Morgengraun eines der Tage gab es großen Lärm in der Galerie, der ebenfalls eingeschlafene Wärter hatte Mistreß Lucie voller Angst das Entspringen des von ihm Bewachten gemeldet.

Man fand seine Spur vor dem Tableau der drei Könige . . . das Jesuskind lag zertrümmert im Schoße der Gottesmutter. Endlich, wohl nach Verlauf einer Stunde, erscholl der Schreckensschrei aus der Verbrecherkammer: „Hier ist er! Er hat sich gehenkt!“

Nun fehlte keiner mehr in dieser Schrecken erregenden Abtheilung.

### G. Ein Brand.

Das Jahr 1830 führte die Revolution in's deutsche Land ein. In Paris hatte es sich mit Blut in's Buch der Geschichte eingeschrieben und in England strich es das Dasein des fashionalsten aller Könige seiner Zeit, Georg des Vierten, aus dem Register der Lebenden, und in dem zu dem mächtigen Inselreich gehörenden Hannover bearbeitete es in stillem Eifer die durch Druck aller Art empörten Gemüther des Volkes zur Erhebung gegen das ihm angetane schwere Unrecht, mit dem Regierung, Aristokratie und Beamtenwillkür es überlasteten. Kein deutsches Land litt unter dem Druck seiner Regierer so sehr, als Hannover und der ehemalige Wohlstand dieses gesegneten deutschen Landes war bei einem Teil der Bürger und Bauern schon bis zur Verarmung gesunken. Selbstverständlich konnte dieser trostlose Zustand nicht fortdauern, und deshalb hatte sich eine Anzahl vereinigt, um denselben möglichst vom Volke abzuwenden.

An der Spitze dieser natürlich unter dem Schutze des Geheimnisses arbeitenden Behme stand der Doktor-Apoteker Herr Christian Philipp von Hildesheim. Seine Offizin war Sammelpunkt aller seiner Freunde, und denen in der Umgegend Wohnenden diente er als Alpha und Omega für alles das Volkswohl Betreffende. Durch ihn war die Ueberzeugung in aller Gemüther gedrungen, daß während in den benachbarten Staaten, namentlich in dem so nahen Preußen, die regste Tätigkeit, die größte Empfänglichkeit für Verbesserungen aller Art sich kund gäbe, bleibe dagegen in Hannover alles in starrer Trägheit und bewege sich nach wie vor schwerfällig und mühsam in unpassend veralteten Formen. Wollte man auch der Regierung die geringe Neigung für liberale Grundsätze und geistiges Leben verzeihen, doch die materiellen Interessen durch die von der größten Unkunde zeugenden Maßregeln in Beziehung auf Handel und Gewerbe, ja selbst auf den Ackerbau zu schädigen, sei ein Verbrechen, das kein vernünftiger Mensch verteidigen könne und werde . . . es sei eine zum Himmel ausschreiende Sünde.

Die geheimnisvolle Verbreitung jener kleinen Heftchen, welche die Darlegung der lächerlichen Verkehrtheiten und Sünden der englischen Regierung gegen das hannoversche Volk diesem vor Augen geführt hatten, war nicht wirkungslos geblieben, das Volk fühlte sich schwer erregt, denn seine Hoffnung, daß nach dem am 26. August 1830 erfolgten Tod König Georg des Vierten eine Aenderung des Regierungssystems eintreten werde, war . . . gescheitert.

An einem der Vormittage des Dezember saß Doktor Philipp

an seinem Schreibtisch in der Nähe des Fensters, empfangene Briefe lesend und diejenigen mit einem Bleistiftzeichen markirend, die einer Antwort bedurften. Diese Beschäftigung war keine angenehme für ihn, seine Miene zeigte sich verdüstert. Das Lesen unangenehmer Nachrichten ist jederzeit eine drückende Arbeit, ein geistiger Alp, zu dessen Beseitigung gewöhnlich alle Mittel schlaglagen. Er schaute kummervoll hinaus in das wirbelnde Schneetreiben, welches das Tageslicht verfinsterte. „Man muß wahrhaftig ein eisernes Vertrauen besitzen, soll einen da nicht die Hoffnung verlassen!“ murmelte er vor sich hin. „Schlägt's zum Glück aus“ . . . er lachte zornig . . . „zum Glück? Ich Narr! Bin ich denn ein Glückspilz? Ich hab's noch nie verspürt. Das einzige Gute ist, daß ich noch auf freien Füßen herumlaufe. Wer weiß, wie lange mir diese Freiheit dauert! Unser Geheimnis hat so weite Maschen, daß nur allzuleicht etwas sich daraus verlieren kann, was nicht anderen Leuten zu wissen nötig ist.“ Von nun an schwieg er und blickte traurig auf den entfaltenen Brief nieder, den er in der Hand hielt. Nach einer Weile hörte er rasche Schritte im Nebenzimmer.

„Es ist Wolfgang!“ sagte er zu sich.

Nach kurzem Klopfen trat der Genannte ein.

„Nun, wie hast du sie gefunden? Ich weiß, du hast einen sichern Blick.“

„Wenn man in den großen Krankenhäusern von Paris und London ein paar Jahre studirt hat, lernt man was kennen; aber man muß Liebe zu seinem Studium mitbringen,“ lautete die Antwort des jungen Doktors, der, von großer, schlanker Figur, vielleicht am Ausgange des ersten Vierteljahrhunderts seines Lebens stand.

„Und das war bei dir der Fall,“ versetzte jener. „Wie fandest du sie, mein Sohn?“

„Bis jetzt können wir nur von normalem Verlauf der Krankheit sprechen,“ erklärte der junge Arzt seine Meinung. „Als besonderer Glücksfall ist der Umstand anzusehen, daß Gretchen eine Pflegerin besitzt, die bereits die Blattern in ihrer Jugend überstanden und die Ansteckung nicht zu fürchten hat, wenigstens sind derartige Wiederholungen mir nicht bekannt . . . Professor Doktor Sedley am londoner Krankenhause, dessen ausgezeichnete Vorträge über diese Krankheit ich alle gehört habe, hat nie davon gesprochen, und er hätte es gewiß nicht unterlassen, einen so wichtigen Umstand uns zu besonderer Kenntnis zu bringen.“

Eine Pause folgte; Doktor Philipp hielt sein von schwerem Kummer bedrücktes Haupt auf die Brust gesenkt. Um dem tiefgebeugten Mann wenigstens einen Trost zu geben, redete Doktor Wolfgang weiter:

„Ich weiß, daß Sie, mein würdiger Herr und Freund, sich besonders wegen der Entdeckung ängstigen, daß Gretchen hier in Ihrer Apotheke verborgen lebt, während alle unsere Nachbarn glauben, sie sei zu einer Ihnen befreundeten Familie nach Osterode gereist, um dort Christfest und Neujahr heiter zu verleben. Beinigen Sie Sich doch nicht selbst ohne Not. Wer soll hinter das Geheimnis kommen? Ich wüßte wirklich nicht wer! Die Amme, die mit Gretchen im zweiten Stod wohnt, empfängt von niemand Besuche, es kommt kein Mensch zu ihr. Nicht einmal Sie und mich sieht man hinausgehen, wir passiren, ungesehen von jedermann, die aus Ihrer Schlafstube in Gretchens Wohnung hinaufführende Treppe. Oben sind die Rouleaux vor den Fenstern niedergelassen, das fällt nicht auf, sie ist ja nicht da. Jede Furcht vor Entdeckung, daß Sie Ihr einziges blatternkrankes Töchterchen da oben verbergen, weil es so viele dumme Menschen gibt, die Ihre Apotheke in den Ruf eines Ansteckungsherdes bringen würden, ist überflüssig.“

„Es kann sein“, stimmte Herr Philipp bei. „Reden wir nicht mehr davon, Wolfgang. Es bleibt mir ja doch nichts übrig, als alles in Ruhe abzuwarten.“

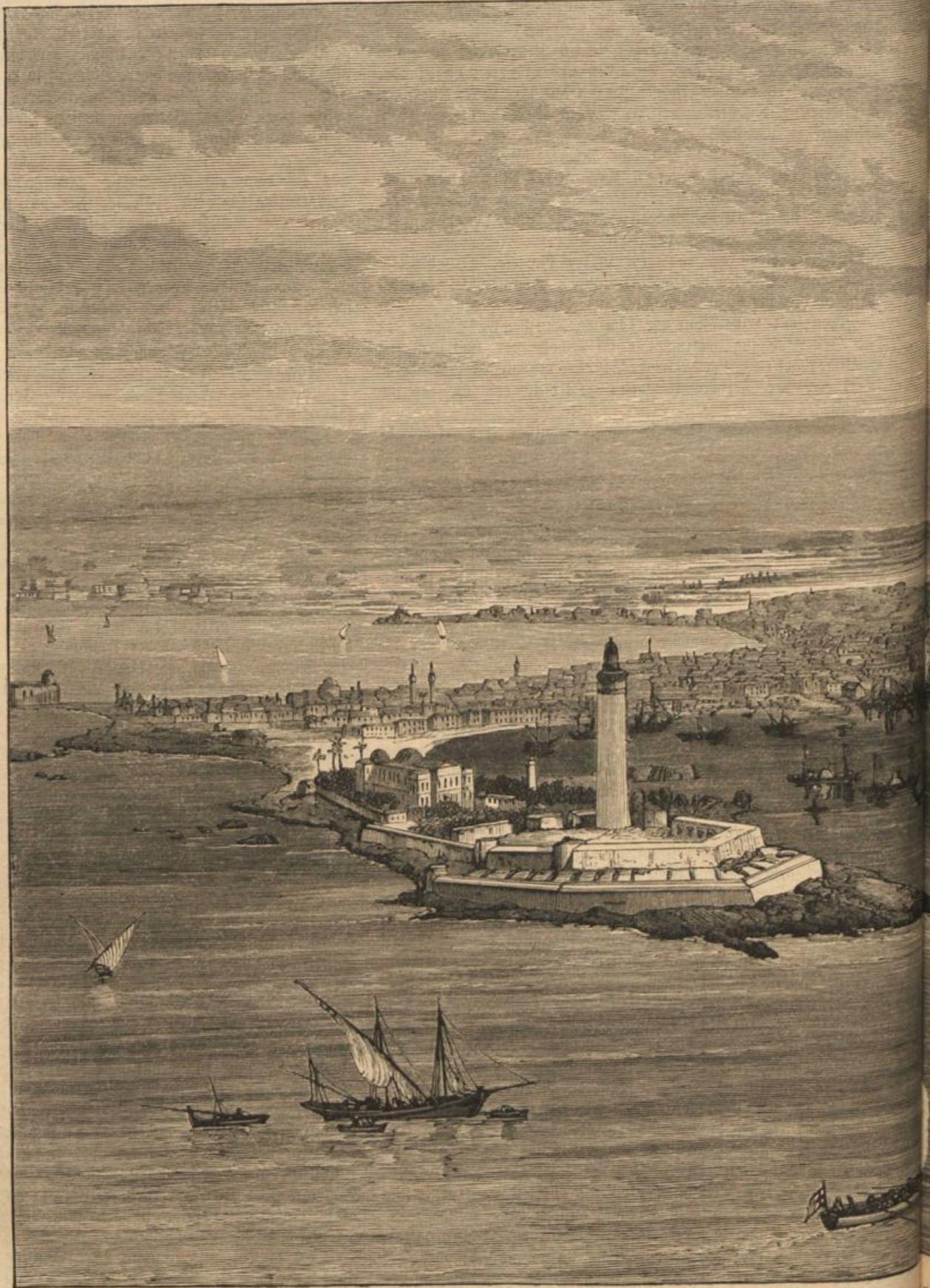
Doktor Wolfgang stand seit zwei Jahren dem alten Herrn als ein Beistand zur Seite, wie er wohl keinen zweiten mit so vielen Kenntnissen Ausgerüsteten gefunden haben würde. Zwischen diesen beiden an Jahren verschiedenen Männern waltete das traute Verhältnis wie zwischen Vater und Sohn und in der

Tat hatte Doktor Philipp sich den gegründetsten Anspruch auf den ehrwürdigen Namen „Vater“ erworben. Wolfgang war der älteste Sohneines mit vielen Kindern gesegneten Subaltern-Beamten, welcher bei seinen Vorgesetzten höchst mißliebig akkreditirt war, weil er zu Ungerechtigkeiten und Be- drückungen nicht schwieg und eben deshalb keine ein- träglichere Stelle erhielt. Der rechtschaffene Mann starb arm, Sorgen und schwere Entbeh- rungen hatten seine Gesundheit untergraben.

„Nimm dich meines Bernhard an, damit er in der großen Armut, in der ich ihn zu- rücklasse, nicht verloren gehe, er hat einen hellen tätigen Geist,“ war seine letzte Bitte und Doktor Philipp erfüllte seines sterbenden Freundes Wunsch aufs Ge- wissenhafteste. Bernhard Wol- gang stand da- mals im ersten Semester des Univeritäts- lebens und hätte sofort das letztere quittiren müssen, weil ihm plötzlich alle Hilfsmittel, sich durchzubrin- gen, mit dem Tode des Vaters entzogen waren. Nun wurde Dok- tor Philipp sein Verfolger und warb zugleich Freunde, die sich der übrigen Ge- schwister des- selben hilfreich annahmen.

Seitdem wa- ren zehn Jahre vergangen, als Doktor Wolfgang aus seinem Wirkungskreise am londoner Guy's Hospital nach Hildesheim zurückkehrte und sofort von Doktor Philipp als sein

Stellvertreter angestellt wurde. Seine großen Kenntnisse, die Ruhe und der sichere Blick, mit dem er die Krankheiten erkannte



Die ägyptischen

und behandelte, erwarben ihm schnell die Hochachtung der Ge- bildeten und die dankbare Anhänglichkeit der Mittellosen, seine

milde Bescheidenheit übte auf alle einen angenehmen Eindruck aus und was sein ärztliches Wirken ganz besonders anlangte,

öfterer auf Dinge, die weit ab vom Standpunkte der ärztlichen Praxis lagen und Verhältnisse betrafen, für welche einem vielbe-

schäftigten Arzte eigentlich nie Zeit bleiben sollte. Der junge Doktor hatte in den zwei Jahren, daß er sich bei Doktor Philipp besah, wohl erkannt, mit welcher Leidenschaft dieser sich dem geheim bleiben sollenden und doch nicht geheim bleibenden Parteitreiben hingab; aber niemals äußerte er ein Wort der Mißbilligung gegen die von Gefahren bedrohte Neigung seines zweiten Vaters und dieser fand in dem beharrlich festgehaltenen Schweigen eine nicht zu übersehende Andeutung für sich selbst, gleiche Zurückhaltung gegen ihn zu beobachten.

Die pariser Julirevolution übte weit und breit den bedeutendsten Einfluß. In England spukte ein böser Geist unter den Tories, welche 70 Jahre lang das reiche England beherrscht hatten und nach dem Hinscheiden ihres Idols, des ultrafashionablen Georgs IV., die ganz zutreffende Ahnung nicht von sich abweisen konnten, ihre Herrschaft habe ihr baldiges Ende erreicht. William IV., Georgs Bruder, den man den „Seemannskönig“ nannte, weil er in der englischen Flotte

Alexandrien. (Seite 587.)

so unterordnete sich selbst Doktor Philipp nicht selten seinen Aussprüchen und Anordnungen, ja übertrug diese Anerkenntnis

gedient, war ein gutmütiger König, heiteren Sinnes und auch nicht ohne Tatkraft, man wußte aber, daß er unter dem

Einflüsse seiner Gemahlin, der Prinzessin Adelheid von Sachsen-Weiningen, stand, welche den Tories sehr geneigt war. Man verlangte Reformen, von den Tories waren keine zu erwarten und aus diesem Grunde haßte man die Königin und die Stimmung des Volkes ließ viele schlimme Aeußerungen erwarten.

Zu Hannoveranerlande glaubte man dies benützen zu müssen. Von Ort zu Ort eilten vertraute Boten, um die schon tief genug erregten Gemüther noch mehr aufzustacheln. Ueberall geschah die Ansage: Man solle sich bereit halten, der Ausbruch der Revolte stehe nahe bevor.

(Fortsetzung folgt.)

## Gottsched, Göze, Lessing.

Ein Stück Kulturgeschichte.

(4. Fortsetzung.)

War nun auch Gottsched in seiner „Kritischen Dichtkunst“ nicht eben originell, sondern nur Zusammensteller und Vertreter von Ansichten, die er theils bei deutschen Schriftstellern vor ihm gefunden hatte, theils — was seine Theorie der Dichtkunst anlangt — bei französischen und englischen Kritikern, so bleibt ihm doch eben das Verdienst der Zusammenstellung und Verbreitung von allerlei Gedanken, welche zum mindesten dazu anregten, daß sich viele mit ihnen beschäftigten und manche, so vornehmlich auch die Schweizer, Bodmer und Breitinger, in fruchtbringender Polemik sie bekämpften.

Dafür, daß Gottsched in diesem einem seiner Werke auch direkt und positiv Nuzbringendes geschaffen hatte, besitzen wir ein sehr gewichtiges Zeugnis.

Kein anderer als Goethe ist es, der da, wo er die deutsche Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts charakterisirt, von Gottscheds kritischer Dichtkunst sagt, sie sei brauchbar und belehrend genug gewesen; denn sie überliefere von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniss, sowie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; sie habe vom Dichter Kenntnisse, ja Gelehrsamkeit und dann auch Geschmack und, was dergleichen mehr sei, verlangt. Zuletzt habe sie die jungen Poeten auf Horazens Dichtkunst als vorzügliches Muster verwiesen. Freilich meint Goethe, das Beste, was man von einem Werke derart verlangen dürfe, daß es nämlich seine Leser vertraut mache mit dem höchsten Prinzip der Kunst, lasse auch Gottscheds kritische Dichtkunst vermissen, aber er sieht scharf und urtheilt gerecht genug, um das als einen Zeitmangel aufzufassen, — das Zbelle habe sich eben aus der Welt in die Religion gestüchtet gehabt und von dem höchsten Kunstprinzip habe — bei weitem nicht Gottsched allein, — sondern „niemand“ eine Ahnung gehabt\*).

Hatte Gottsched versucht, mit seiner kritischen Dichtkunst das Fundament zu legen, aus und aus welchem eine mit allen Elementen des trefflichen ausgestattete neue Literatur in Deutschland erblühen könnte, so begab er sich denn auch sofort selbst daran, den deutschen Dichtern mit seinem Beispiel voranzugehen. Er übersezte vielerlei von dem, was die von ihm empfohlenen Musterdichter des Altertums und des Auslandes gedichtet hatten, und er dichtete selber, stets in der freilich sehr unbegründeten Ueberzeugung, Ausgezeichnetes zu schaffen.

Als Hauptfeld der Betätigung seines literarischen Feuer-eifers wählte er sich das Drama, — diejenige Gattung der Poesie, welche allezeit am meisten geeignet war und geeignet bleiben wird, das Interesse der meisten Menschen zu berühren und anzustacheln, und alle nicht ganz Gemüthlosen auf das heftigste zu ergreifen und zu bewegen.

Was er leisten wollte und geleistet hat, können wir nicht besser untersuchen und unsern Lesern zur Anschauung bringen, als wenn wir an das bezügliche Urtheil des Mannes anknüpfen, den unser Thema an letzter Stelle nennt und dessen Porträt die „Neue Welt“ gleichfalls vorgeführt hat, — des Mannes, den wir hinter Gottsched und selbst hinter dem Hamburger Haupt-pastor Göze nennen konnten, ohne im entferntesten fürchten zu müssen, wir möchten bei irgend einem die Geschichte der Literatur

und die „Neue Welt“ auch nur so oberflächlich kennenden Leser in den Verdacht geraten, daß wir diese beiden höher stellen als ihn oder etwa annähernd ihm zur Seite.

Lessing schreibt:\*)

„Niemand,“ sagen die Verfasser der Bibliothek\*\*), „wird läugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.“

Ich bin dieser Niemand; ich läugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betrafen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin (die bekannte Theaterprinzipsalin, von der wir weiter unten noch zu sprechen haben werden) blühte, und so mancher den Beruf kühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sah es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere „Staats- und Helden-Aktionen“ waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbel-witz. Unsere „Lustspiele“ bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben.

Dieses Verderbnis einzusehen brauchte man etwa nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsah; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute ihm abzuhelfen. Und wie ging er daran zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersezzen; er ermunterte alles, was irgend nur Oui Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersezzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunststrichter sagt, mit „Kleister und Scheere“ seinen Cato; er ließ den „Darius“ und den „Austern“ und die „Elise“ und den „Vod im Prozesse“, den „Aurelius“ und den „Wigling“, die „Banise“ und den „Hypochondristen“ ohne Kleister und Scheere machen; er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen seyn. Und was für eines neuen? Eines französisirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französisirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei, oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen, daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte, daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde, als die zu große Verwicklung. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben. Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den

\*) 17. Literaturbrief.

\*\*) Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Leipzig bei Dyl. Herausgeber Nicolai.

\*) Siehe Goethe „Winkelman und sein Jahrhundert.“

Abdijonschen Cato für das beste englische Trauerspiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespeare, keinen Johnson, keinen Beaumont, keinen Fletscher u. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unseren Deutschen übersezt hätte, ich weiß gewiß, es würde von besseren Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abgeschreckt.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast garnicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem „Oedipus“ des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als „Othello“, als „König Lear“, als „Hamlet“ u. Hat Corneille

ein einziges Trauerspiel, daß Sie nur halb so gerührt hätte, als die „Zayre“ des Voltaire? Und die „Zayre“ des Voltaire, wie weit ist sie unter dem „Möhren von Venedig“, dessen schwache Kopie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des „Drosmans“ entlehnt worden?

Daß aber unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen: Doktor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland und ist es zum Theil noch in seinen „Doktor Faust!“

— Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Austritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er! Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte „Scene des zweiten Aufzugs“ an. Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!”

Dies der ganze 17. der Briefe, die neueste Literatur betreffend, welche Adolph Stahr mit vollem Rechte die wichtigste und folgenreichste Erscheinung der Journalistik des 18. Jahrhunderts nennt.

Diese Literaturbriefe haben den Boden, aus dem die moderne deutsche Literatur erblühen sollte, gepflügt und von dem üppig wuchernden Unkraut gesäubert, und gleichzeitig mit vollen Händen den besten Samen weithin ausgestreut.

(Schluß folgt.)

## E d l e L i e b e .

Novelle

### I.

In jedem Abend um acht Uhr fünf Minuten pfeift und braust der Eisenbahnzug nach Süden an der Stadt Rome im Staate Missouri vorüber, um genau zu derselben Stunde und Minute Morgens in der entgegengesetzten Richtung wieder vorbei zu pfeifen und zu sausen. Das Pfeifen und Brausen der Lokomotive hat dort einen ganz eigentümlichen, herausfordernden, spöttischen Ton. Die sechshundert Einwohner der Stadt, welche mit der stolzen Stadt an der Tiber nichts als die sieben Hügel gemein hat, was keineswegs ausschließt, daß sie später auch einmal groß und berühmt werden kann, meinen, der auffällige Ton werde durch den Widerhall der sieben Hügel hervorgebracht. Andere sind der Ansicht, die Lokomotive wundere sich immer von neuem, weshalb diese guten Leute da in dem ärmlichen gottverlassenen Nest noch immer sitzen und nicht lieber mit Sack und Pack sich allzumal aufsetzen und gleichviel ob nach Norden oder Süden verduften. Der Zug hält zwar regelmäßig zwei Minuten am winzigen Stationsgebäude in Rome an, wirft einen schwindjüchtigen Briefbeutel aus, der außer Zeitungen und amtlichen Erlassen höchstens alle acht Tage einen Brief enthält, und läßt sich ebenso oft ein ledernes Gefäß zuwerfen, in dem wiederum Platz genug für ein halbes tausend Briefe ist. Daß ein Passagier hier ein- oder aussteigt, ist ein Ereigniß und kommt höchstens zur Herbstzeit vor, wenn die Ernte heimgebracht ist. Die Stationsbeamten lungern gähnend und ärgerlich über die Störung, wenn der Zug vorbeibraust, an den Türen und an den Fenstern, auf dem einsamen Perron, stieren dem Zuge mit schläfrigen Augen entgegen und schleichen dann in ihre Bureaus zurück, um die neuen Zeitungen zu durchblättern und, wenn diese der Postbote in Empfang genommen hat, die Köpfe auf die Arme gestützt, weiter zu schlafen oder über ihren beidenswerten Dienst nachzudenken.

Nur der Beamte am Schalter hat es nicht ganz so leicht wie die andern, wenigstens kann er sich nicht sofort und ungehindert dem Nachdenken über den Dienst überlassen. Seit zwei Jahren erscheint jedesmal pünktlich eine halbe Stunde nach Abgang des Zuges der Neger des Obristen Peter Bluff am Schalter, um zu fragen, ob nicht etwas an Obrist Peter Bluff aus Germany da sei. Es ist nun zwar seit zwei Jahren nie etwas an Peter Bluff aus Germany da, aber der Neger kommt immer wieder regelmäßig, wie der Eisenbahnzug, angetrottet und erhält immer wieder dieselbe Antwort, es mag regnen oder schneien, dreißig Grad über oder unter Null sein. Er kam immer, er kam auch heute.

Es war Ende Februar 1870. Tagüber hatte es furchtbar gestürmt und geregnet. Der Wind zwar hatte aufgehört abends, aber die Luft war feucht und voll dicken rheumatischen Nebels. Die sieben Hügel sah man nur, wenn man mit der Nase daran stieß, und der Turm der Methodistenkirche sah in diesem Nebelschleier unbeschreiblich vornehm und gespensterhaft riesig aus, weil er sich in die graue himmlische Unabsehbarkeit verlor. Die ungepflasterten Straßen, in die sich alles Wasser, was die sieben Hügel nicht gebrauchen konnten, ergoß, glichen eben so vielen sanft hinrieselnden Bergbächen und blieben in dieser ungehörigen Verfassung, bis sich die Wasser, wie nach der Sündflut, allgemach verliesen. Es war ein wüster Schmutz, ein dicker dunstiger Nebel in Rome, daß sich kein Hund auf die Straße wagte, er müßte denn durch einen unabweisbar friedlichen oder kriegerischen Impuls zum Ausrücken genötigt sein, wie das allerdings auch bei den Hunden in Rome bisweilen vorkam. Nur der Eisenbahnzug brauste unbekümmert und gleichgültig um Rome und seine Nebel, wie Eisenbahnzüge es zu tun pflegen, in der unwirklichen Atmosphäre vorüber. Aber richtig nach einer halben Stunde stand des Obristen Peter Bluff Neger am Schalter.

Mit dem messingenen Griff seines allmächtigen rotbaumwollenen Regenschirmes, unter dem ein guter Teil der römischen Bevölkerung Platz gehabt und der augenscheinlich mit dem ersten Einwanderer zugleich vor fast fünfzig Jahren nach den sieben Hügeln gekommen war, — klopfte der Neger bescheidenlich an den Schalter. Seine schwärzlich graue, von der feuchten Nebeluft blank polirte Physiognomie, seine merkwürdig großen dunkeln Augen und die Lippen, die fast immer wie zwei parallele Schnecken quer von einem Ohre bis zum andern krochen, setzten sich langsam in Bewegung, um die übliche Frage: ob nicht etwas an Obrist Peter Bluff aus Germany angekommen sei, zu effectuiren, als der Beamte, augenscheinlich in Folge des schlechten Rheumatismus ausatmenden Wetters noch gröber gestimmt, als sonst, ihm ein kräftiges „Nein!“ entgegenschrie und vom Schalter verschwand. Der Neger fuhr erschrocken zurück, begab sich in dessen in dieser Beziehung zufrieden gestellt, auf den Rückweg, obwohl er auf dem Wege nach heim hin und wieder den Wollkopf bedenklich schüttelte, als ob es ihm doch eigentlich nicht erklärlich schien, wie der Mann am Schalter ihm hatte antworten können, bevor er seine Frage gehört; denn nach seiner Philosophie gehörte zu einer Antwort eine Frage, wie zu einem Schuh ein Fuß. Dieser Zweifel beschäftigte ihn augenscheinlich lebhaft, während seine sehr langen und sehr breiten Froschfüße durch Dunkelheit, Nebel und Schmutz den Weg nach Obrist Bluffs Villa zurückpatschten, und hätte ihm möglicherweise eine unruhige Nacht gemacht, wenn ihm nicht zwanzig Schritte vor der Villa noch etwas viel Bedenklicheres passirt wäre. Er erinnerte sich später, daß er nachts zuvor von kleinen Törtchen geträumt, die er so gerne aß, und das bedeutete immer unvorhergesehene Zufälle und Skandal, sagte er. Und sein Traum traf richtig ein, denn zwanzig Schritte vor der Villa des Obristen Bluff, welche in der halben Höhe eines der sieben Hügel so malerisch, als es in Rom anging, gelegen war, stuzte der Neger und blieb mitten in einer Pfütze in dem Schmutz fest stehen, wie eine Fliege im Leim. Es saß oder lag vier Schritte vor ihm an die Steintreppe gelehnt ein dunkles, großes, graues Etwas, das er an dieser Stelle nie gesehen.

Priam, das war des Niggers klassischer Name, bückte sich und hob sich, drehte sich rechts und links, um genauer zu sehen. Bei dem Mangel jeder Straßenbeleuchtung war das erklärlich. Aber das Etwas blieb grau und groß und gestaltlos und regte und rührte sich nicht. Priam schwenkte mutig den Regenschirm hin und her, patschte einen Schritt rechts und einen nach links, um das Etwas aufzusuchen und zu irgend einer Bewegung zu veranlassen. Aber es rührte sich nicht.

„Wer da sein?“ fragte Priam endlich leise, so leise und zaghaft, wie einer fragt, der sich fürchtet unerwartet etwas Tatsächlicheres als eine Antwort zu bekommen. „Wer da sein?“ schrie er endlich wiederholt mit lauter und ganz verwegener Stimme, augenscheinlich um sich selbst Mut zu machen; es überließ ihn eiskalt dabei.

Da — hörte er deutlich, wie das Etwas leise wimmerte und stöhnte. Es überließ ihn noch eiskalter. Er drehte die großen Eulenaugen nach rechts und links, ob er nicht irgendwo und wie ungefährdet vorbei käme. Aber er konnte nicht, ohne noch tiefer in den Schmutz zu geraten. Er mußte an dem Etwas dicht vorüber, wenn er überhaupt in das Haus und nicht die Nacht über in dem Schmutz stehen bleiben wollte, was mit seinen Wünschen durchaus nicht im Einklange war. Jetzt begann sich das Ding gar zu rühren; ein Arm, eine Hand streckte sich, erhob sich langsam, ein bleiches Gesicht drehte sich zu ihm. Er sah jetzt deutlich, es sei ein menschliches Gesicht, das Gesicht eines Weibes. Die Angst packte ihn. Er schlich, den aufgespannten baumwollenen Regenschirm gegen das Wesen gerichtet, mit weiten hastigen Schritten im Halbkreise, trotz des Wassers, das um seine Füße schwall, um dasselbe herum und sprang dann, als ob er es nach ihm greifen oder schnappen fühlte, eiligst die Steintreppe in die Höhe und zog heftig die Klingel. Entsetzt sah er hinter sich. Das Etwas hatte sich erhoben und kam gebückt, schwankend, fast kriechend ihm nach. Er riß oben ver-

zweifelt die Klingel. Die Tür wurde von innen geöffnet. Er sprang hinein, warf laut schreiend vor Angst die Tür hinter sich zu und fiel fast über die Schwelle in das geöffnete helle Zimmer und in den nächsten Stuhl.

„Ma'am — Ma'am — Gor mighty —“ stöhnte er, „draußen sein was —“

„Priam,“ nichts an mich aus Germany?“ fragte eine tiefe Stimme aus dem entferntesten, hintersten Nebenzimmer.

Priam hörte nicht.

„Ma'am — draußen was sein — was Graues, Halbtotes, mit weiß Gesicht sein —“

„Aber Priam, was ist dir nur, was hast du?“ fragte die alte Dame, die mit der Lampe in der Hand ganz erschrocken und besorgt vor ihm stand.

„Nichts an mich aus Germany, Priam?“ scholl wieder die sonore Stimme aus dem Nebenzimmer.

„Draußen was Halbtotes, Lebendiges sein, Ma'am!“ schrie Priam. „Auch mein Schirm draußen sein — Schirm draußen vergessen!“

Dabei hob er sich entsetzt in die Höhe, denn die Klingel erzitterte ganz leise und die Glocke läutete leise, ganz leise wie das Stimmchen eines wimmernden Kindes.

„Du bist närrisch, Priam, schäme dich!“ sagte die alte Dame, entschlossen den Drücker der Tür ergreifend. „Es will jemand zu uns herein, ich will —“

„Gor mighty — Ma'am nicht aufmachen!“ — schrie Priam. „Was Halbtotes sein — sehr Totes sein draußen! — Nicht aufmachen!“

„Du bist nicht gescheit, Priam, laß mich,“ sagte die alte Dame, indem ein mitleidiger Ausdruck über ihr Gesicht flog. „Bedarf jemand vielleicht unserer Hilfe bei diesem Wetter, es wäre grausam, ihn von der Tür zu weisen.“

Damit schob sie den Neger sanft, aber fest bei Seite, ging in das Vorhäuschen, öffnete die Tür, die Lampe hoch erhebend, trat einen Schritt zurück und gleich darauf erschrocken noch einen Schritt.

Eine weibliche zusammengebrochene Gestalt schwankte stöhnend über die Schwelle, indem sie sich mit beiden Händen an den Türpfosten aufrecht erhielt, sie schwankte herein, im dunkeln Kleide, ein langes graues vom Regen triefendes Tuch über den Kopf gezogen und nach sich schleppend, eine große Reisetasche in der Hand — so schwankte sie herein und sank langsam, lautlos zusammen in die Kniee und fiel zu Boden.

Priam war bis in die Mitte der Stube zurückgeprallt. Auch Katherine, des Obristen Schwester, war langsam zurückgewichen, aber nur einen Augenblick; dann stellte sie die Lampe hastig auf ein Tischchen und näherte sich wieder rasch der Fremden, beugte sich über sie und versuchte sie aufzurichten.

„Priam — Bruder!“ rief sie. „Kommt, helft mir.“

„Ist etwas aus Germany an mich?“ fragte die tiefe Stimme ruhig aus dem Nebenzimmer.

„Maffa Obrist, nichts aus Germany sein!“ schrie Priam, mit beiden Händen nach dem Vorhäuschen deutend, „aber was Halblebendiges, ganz Totes sein, Maffa!“

Der Obrist trat aus dem Nebenzimmer, eine kräftige, mittelgroße Figur im langen Schlafrock, ein schwarzes Käppchen auf den stark ins Graue schillernden Haaren und über den markirten, aber männlich schönen Zügen, denen die dunkeln Augenbrauen und der lange Schnurrbart einen martialischen Ausdruck gaben.

„Was hast du, Priam? — Schwester, was gibt es da?“ fragte er gleichgültig ernst.

„O, Bruder, komm, hilf mir — eine Kranke, Unglückliche, hilf sie aufrichten. — Ruße die Mägde, Priam!“

Sie kniete an der Erde und hatte den Oberleib des besinnungslos daliegenden Weibes aufgerichtet, von deren Gesicht das Tuch herabgefallen. Die Augen waren geschlossen, die blonden Flechten fielen in langen nassen Strahlen über die marmorglänzende Stirn und das totbleiche, noch jugendlich schöne Gesicht.

Der Obrist stand daneben, ohne eine Hand zum Beistande zu bewegen.

„Gefindel treibt sich genug auf den Straßen herum, was schleppst du das in unser Haus — hab' Sorge genug, auch ohne das, in unserem Hause,“ sagte er finster. „Laß sie in das Gemeindegewand bringen, dort ist Platz für sie.“

Damit wollte er sich umwenden und in sein Kabinet zurückgehen.

„Mich friert,“ flüsterte die Kranke zitternd und bebend in deutscher Sprache. „Wie mich friert! O, mein Kopf brennt — mein Herz! mein Herz! — Muß ich sterben? — Laßt mich doch sterben!“

Der Obrist blieb stehen und warf einen Blick auf die Kranke, als überkäme ihn Mitleid. Wieder aber kehrte er sich ab und ging wortlos in sein Zimmer.

Unterdes kamen zwei Mägde. Sie nahmen die Kranke auf

ihre Arme und trugen sie in ein oberes kleines Stübchen. Dort wurde sie der nassen Kleider entledigt und zu Bette gebracht. Die Schwester des Obristen ließ ihr heißen Tee einflößen und saß an ihrem Bett. Sie konnte sich nicht abwenden und lauschte den sieberhaften Atemzügen der Kranken, die wie eine schöne Leiche regungslos, mit geschlossenen Augen vor ihr in den weichen, schwellenden Kissen lag. Die Arme war krank und war unglücklich und — eine Deutsche! Vielleicht vor nicht langer Zeit aus Deutschland herübergekommen. Aus den holden, kindlich reinen Zügen wehte es sie an, wie deutsche Luft, deutscher Himmel, deutsches Leben und Lieben!

Die alte gute Dame saß am Bett und schloß dann und wann die Augen und wenn sie wieder aufsaß und in das Antlitz der Kranken blickte, mußte sie sich immer von neuem die langsam quellenden Tränen wischen. Sie dachte an ihre eigene Jugend, an ihre Heimat, an Deutschland!  
(Fortf. folgt.)

## Zur Geschichte der Presse in der französischen Revolution.

In allen Geschichtsbüchern lesen wir von der Zügellosigkeit der Presse in der französischen Revolution, und, um Abscheu zu erwecken vor Vertretern der neuen Ideen, werden die Ergüsse Marat's in seinem Ami du Peuple, Hebert's in seinem Père Duchesne und anderer mehr vorgeführt.

Daß die Sprache der Presse in jener furchtbar erregten Zeit eine das Maß ruhiger Zeiten überschreitende war, daß die revolutionären Gedanken und Leidenschaften oft mit einer Wildheit und einem Eynismus ausgedrückt wurden, die für jeden, der sich in jene Periode allgemeiner Auflösung und chaotischer Entfesselung aller Elementarkräfte nicht zu versetzen imstande ist, etwas Unbegreifliches haben müssen — das kann nicht in Abrede gestellt werden. Wer sich darob wundert, möge gewisse Preßerzeugnisse der Gegenwart zur Hand nehmen, in denen der „Interessentkampf“ gepredigt wird, und wenn er die heutige Zeit mit der damaligen, die heutigen Kämpfe mit den damaligen vergleicht, wird er zur Ueberzeugung gelangen, daß die größere Festigkeit der Sprache in der Revolutionszeit in der unendlich größeren Intensität der Kämpfe ihre genügende psychologische Erklärung findet.

Die demagogischen Ergüsse gewisser Hofsprecher der Gegenwart reichen sehr nahe an die ausschweifendsten Wutausbrüche der französischen Revolutionspresse heran, und niemand wird doch wohl leugnen können, daß diese Wutausbrüche unter Verhältnissen erfolgten, die sie psychologisch hundertmal, wir wollen nicht sagen entschuldigen, aber begreiflich erscheinen lassen, als jene demagogischen Ergüsse.

Um die Presse der französischen Revolution richtig zu beurteilen, muß man der Stimmung der Geister in der französischen Revolution Rechnung tragen. Der alte Staats- und Gesellschaftsorganismus war in seine Atome zerfallen, ein neuer Staats- und Gesellschaftsorganismus bildete sich unter schweren Geburtswehen aus dem Chaos heraus. Von den 25 Millionen Menschen, die das Frankreich der Revolution bewohnten, war kein einziger unbeteiligt an dem beispiellosen Titanenkampf

zwischen der alten Welt des abgestorbenen Feudalismus mit der neuen Welt des zur Alleinherrschaft emporklimmenden Bürger-

tums — kein einziger, der nicht mit seiner ganzen Person beteiligt gewesen wäre — ein Ringen um die Existenz, so gewaltig, so allgemein, in so großartigem Maßstab, wie die Welt es bis dahin noch nicht erlebt hatte.

Und — was bei allen revolutionären Bewegungen zu bemerken ist — die Verteidiger des Alten, des Bestehenden, haben eher das Bewußtsein der Situation gehabt, als die Vorkämpfer des Neuen, die Vertreter des Werden, denen erst allmählich im Fortschreiten der Ereignisse das Wesen und die Größe ihrer Aufgabe zu voller Klarheit kommt, denen das Verständnis der Tatsachen erst durch die Logik der Tatsachen beigebracht wird.

Es zeigt sich dies mit besonderer Deutlichkeit auf dem Gebiete der Presse. Welche Rolle die Presse in der französischen Revolution gespielt hat, dabei wollen wir jetzt nicht verweilen. Nachdem sie vorher — höchstens mit Ausnahme Englands — die Handlangerin des Despotismus, oder

ein verachtetes Aschenbrödel gewesen, schwang sie sich kühn auf den Thron und wurde nicht „die sechste“, wofür sie von unbescheidenen Lobrednern ausgegeben wird, sondern die erste Weltmacht — die oberste leitende Macht, der alle anderen Mächte sich beugen, der alle anderen Mächte ihre gewichtigsten Machtmittel entlehnen.

Selbst die absolutistischste Regierung ist heutzutage eine Regierung von der Presse Gnaden — alles durch die Presse, nichts ohne die Presse.

Vor der Revolution war der Kampf der Geister und Interessen hauptsächlich durch Flugblätter, Broschüren und die im Lande des Wizes unvermeidlichen Spottgedichte und Epigramme geführt worden. Erst die Revolution schuf die Notwendigkeit, einer regelmäßigen Tagesliteratur: der Presse.

Ueberspringen wir die dritthalb Monate zwischen dem Bastillenkrieg und dem Zug der Pariserinnen und Pariser nach Versailles. Bis anfang Oktober hatte der Hof sich in der



Arabi Pascha. (Seite 588.)

Hoffnung gewiegt, einen militärischen Staatsstreich machen, der Revolution durch die Bajonette der Miettruppen einen eisernen Damm setzen zu können.

Der 5. Oktober zerstörte diese Illusionen. Der König sammt Familie und Hofstaat wurde gezwungen nach Paris zu gehen. Gelingt es nicht, den grollenden Löwen zu beschwichtigen, zu zähmen oder einzuschüchtern, oder hinterrücks vermittels eines ins Ausland reichenden Minenganges ihn totzuschlagen, dann ist das Spiel verloren, die legitime Bourbonenmonarchie nebst aristokratisch-kerikalen Anhängseln muß einpacken, falls sie nicht eingepackt werden will — und Schlimmeres.

Zum Einschüchtern und hinterrücks Totschlagen fehlt's vorläufig an Gelegenheit und an der Macht. So bleibt dem nur das Beschwichtigen und Zähmen. Der Löwe muß kajolirt und womöglich auf die anderen gehezt werden, auf die Revolutionsmänner.

Was eignet sich aber besser zur Schmeichel- und Hezarbeit als die Presse, dieses sündige Kind der Revolution? Gegen die Revolutionspresse die Reaktionspresse, und als Devise das hübsche Sprüchlein: à Corsaire Corsaire et demi. Auf einen Schelmen anderthalbe. Im Kajoliren und Hezen muß die Revolutionspresse übertrumpft werden.

Und wie ist sie übertrumpft worden?

Während die jungen Journalisten der Revolution, die Camille Desmoulin's, Voustalet sich erst tastend den Weg suchen, während ein Marat, ein Hebert kaum die Flügel zu heben beginnen, steuert die royalistische Presse, vom Kopf bis zu Füßen gewappnet in die Rennbahn, umschmeichelt und streichelt nach fertigem Plan den grollenden Löwen, und schleudert nach fertigem Plan bald die schwärmerbedeckten Banderillas des Spotts, bald die vergifteten Wurfspieße und Vitriolflaschen konzentrierter Verläumdung auf die tödlich gehafteten Revolutionsmänner.

Da gibts keine Rücksicht, keinen Strupel. Die Verhafteten sollen vernichtet, der Zorn, die Verachtung des Volkes soll gegen sie erregt werden. Die Verläumdung feiert zügellos ihre Orgien, sie kennt weder Schranken des Anstandes noch der Wahrheit, und hüllt sich, wenn sie es für gut findet, in das Schmutzgewand zotigster Unflätereien.

Doppelt genährt hält besser, dachte die Hofpartei, und grüdete, sobald sie sich von dem Schlag des 5. Oktober einigermaßen erholt hatte, gleich zwei Zeitungen auf einmal: „Le Petit Gautier“ und „Les Actes des Apôtres“. Den ersteren können wir links liegen lassen, denn er ist durch seine Zwillingsgeschwister rasch in Schatten gestellt worden.

Die „Actes des Apôtres“ zeigten sich ihrer Mission desto würdiger. Sie wurden nicht bloß aus der Chatulle des Königs materiell, sondern auch von der Blüte des Hofadels moralisch und geistig durch Protektion und Beiträge unterstützt. Und die fine fleur (die Außerlesenen) der royalistischen Geisteshelden, die Rivarol und Suleau, von denen der letztere ein schlechtes Ende genommen hat, und der andere — obgleich er das Leben rettete — kein viel besseres, besorgten die Redaktion.

Erwähnenswert ist schon der Titel des Blattes: „Actes des Apôtres“, das heißt zu deutsch: Apostelgeschichte. Diese Benützung des biblischen Namens zeigt weiß weltlichen Geistes diese Vorkämpfer der Religion und der Kirche waren. Voltairianer durch und durch, wie bei Anbruch der Revolution, als die Not ihn noch nicht beten gelehrt hatte, der gesammte Adel und drei viertel der Geistlichkeit Frankreichs, zitierten die Herren Redakteure der „Apostelgeschichte“ bei sich zu Haus oder im Privatkabinet mit loderen Dämchen aus vollem Hals lachend das famose: érasez l'infâme! (nieder mit den Niederträchtigen!), um einige Stunden später einen fulminanten Artikel zu schreiben, welcher die Gegner der Religion als Gottesleugner und Heiligtumschänder in den tiefsten Schwefelpfuhl der Hölle verwies.

Der frivole Voltairianismus dieser liederlichen Royalistengesellschaft hat unzweifelhaft als natürlichen Rückschlag jene ernste, an den englischen Puritanismus des 17. Jahrhunderts erinnernde Religiosität erzeugt, die in Rousseau ihren bered-

testen Ausdruck fand und bei Robespierre vielfach mit Unrecht auf bloße Heuchelei und Gleißnerei zurückgeführt worden ist.

Ex ungue leonem! Betrachten wir die Pfoten und Pfotenleistungen dieser auserwählten Champions des Königtums, des Adels und der Kirche. Die Gläubigen der fable convenue (des hergebrachten Märchens) von der französischen Revolution, wie sie von den handwerksmäßigen, im traditionellen Geleise vorantrottenden sogenannten Geschichtsschreibern à la Sybel, Häuser u. s. w. für das deutsche Publikum aus französischem Küchenabfall zurechtgefocht worden ist, sie werden freilich die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie erfahren, wessen die lilienreinen Schwerritter (sie entwickelten sich mit der Zeit zu Dolchrittern, — Dolchrittern ohne Metapher — chevaliers du poignard) in Verteidigung des lilienreinen Lilienbanners kapabel gewesen sind, und mit welcher Genialität sie in puncto des Cynismus, der Unflätereien und der persönlichen Verdächtigung alle späteren Ausbrüche der Revolutionspresse antizipiert und übertroffen haben.

Doch lassen wir das Kritifiren und geben wir eine kleine Blumenlese aus dem legitimistisch-royalistisch-kerikalen Musterblatt.

Um Raum zu ersparen, beglaubigen wir die Citate nicht im einzelnen durch Mitteilung der Nummern und Seiten, und wollen uns, da die „Actes des Apôtres“ im Original schwer zugänglich sind, ein für allemal auf die kürzlich in Paris erschienene Schrift, von Marcellin Pellet beziehen: „Encyclopédie de la Révolution Française, un Journal Royaliste en 1789“, „les Actes des Apôtres“, „Armand de Chevalier, éditeur). Und nun in medias res: Bon Lafayette sagen die „Actes des Apôtres“, deren Motto lautet: Liberté, Gaieté, Democratic royale (Freiheit, Lustigkeit, königliche Demokratie), er sei „ein Schwein, ein elender Spion, ein geriebener Fuchs, ein Bär, ein Tiger“. Barnave ist abwechselnd „ein Metzger, eine Hyäne, ein Hentz, ein Schafal, ein kleiner Nero.“ Philipp von Orleans (Egalité) figurirt als „Räuberhauptmann, Galerensträfling, ein schmutziger Hund, ein Schurke, aus dessen schmierigem Gesicht die Gemeinheit herausleitet (suppure)“. Bailly ist „ein großer Lump, ein abscheulicher, ekelhafter Göze, ein Harlekin, ein Hanswurst“. Neckar ein Cartouche (ungefähr gleich unserem deutschen Schinderhannes). Die beiden Lameth sind „Liedriane, Mädchenjäger, Nonnenräuber, sie wandeln den Weg der Intrigue, der Gemeinheit, des Verbrechens, der Zusanie, der Undankbarkeit, des Totschlags, des niedrigsten Auswurfs (de la crapule). Sie sind Vipern, kriechende, giftige Tiere, Feiglinge, Gallenblasen (des poches à fiel), elende Bastarde, Giftmischer, Meuchelmörder“. Der Herzog Mathieu von Montmorency, einer der Vertreter des Adels, die in der berühmten Augustnacht die freilich nicht mehr zu rettenden Privilegien des Adels hinwarfen, ist ein „schuftiger Lump (f... gueux)“. Der Herzog von Aiguillon „ein Feigling, ein Totschläger“. Der Bischof von Autun „ein Judas, ein erschreckliches Ungeheuer. Der Abbé Grégoire „ein Rüpel (rusta), ein H... jäger, ein Apostat, ein Esel, ein Schwein, ein Schafstopf (sot)“. Condorcet „ein Feigling, ein Kuppler, ein Bandit, ein Straßenräuber“ und Lavoisier „ein Strauchdieb und Spizbube“. Die Nationalversammlung ist „eine gottmordende Kloake (cloaque deicide), voll von tausend ekelhaften Insekten, ein Haufen von Dieben, eine Bande von Verbrechern, eine schmutzige Sammlung von Meuchelmördern, eine unreine Räuberhöhle, eine Sammlung von Hallunken (collection de j... f... )“. „Man müßte die Demagogen zum Teufel jagen und sich an dem Schauspiel ergötzen, daß sie wie die Kröten auf dem Lande an Mistgabeln zappelnd, auf den Ruinen der Bastille an einem langsamen Feuer geröstet werden“. Die nicht in das Horn der „Actes des Apôtres“ blasenden Mitglieder der Nationalversammlung sind „Bediente, schlafköpfige Hallunken, verworfene Subjekte, rohe Kerle, Hanswürste, Schurken, elende Lumpen, Feiglinge, schmutziges Gefindel, Räuber, Galgenvögel, Bettler, Ränkeschmiede, Trunkenbolde, Mistfinken (des fumiers)“ und was ähnlicher Ehrentitel mehr sind.

Der Herzog von Orleans war in der Seeschlacht von Queffians „ein feiger Hosen —“ (Das Epitheton ist neuerdings durch Anwendung auf einen Reichsminister für Deutschland kursfähig gemacht worden). „Er läßt sich von den Engländern bezahlen“. Robespierre „hat im Colloge Louis le Grand (wo er erzogen wurde) Hemden gestohlen“. Lafayette ist in seinem Privat- wie öffentlichen Leben „der vollendetste Lump und Hallunke“. Neckers hat den Fiskus um Millionen bestohlen, und alle seine Freunde und Verwandten mit Staatsgeldern vollgestopft (gorgé)“.

Auch die Frauen und Töchter der Revolutionsmänner sind vor diesen „Söhnen der Kreuzritter“ nicht sicher. Die fleckenlose Gattin Karl Lameth's ist „eine Dirne“, die standhaftesten Abenteuer werden von ihr erzählt, eine ekelhafte Krankheit ihr angeeignet u. s. w. Ebenso schlecht kommt die edle Gattin Condorcet's weg, die zu einer Messalina gestempelt wird. Die Marquise von Sillery (Frau von Genlis) deren einziger Fehler es war, daß sie so langweilig war und das Schreiben nicht lassen konnte, ist „die schamloseste aller Säuferinnen (la plus éfrontée des inrognesses), Bacchantinnen und Mänaden.“ Die Mutter des Herzogs von Orleans wird beschuldigt, die Geliebte ihrer Lakaien und von Lastträgern, die sie auf der StraÙe auslas, gewesen zu sein. Die revolutionären Hinneigungen des Herzogs von Montmorency werden damit „natürlich“ erklärt (s. oben), daß seine Mutter sich von einem plebejischen Stallknecht Unterricht in den „Menschenrechten“ habe erteilen lassen, und daß der junge Herzog das Resultat dieser Lektionen sei. Die Tochter Neckers (Madame von Staël) ist eine „Messaline“, die eines Tages zum Abbé Fauchet sagt: „Sehen Sie, wie hübsch ich bin, mein Herr Abbé. Betrachten Sie sich mein Bein! Ah, Sie sehen mir nach dem Busen, Sie kleiner Schäfer?“

Am ausdauerndsten, geschäftigsten und rücksichtslosesten wird aber Mirabeau verfolgt, der bis über das Grab hinaus die Zielscheibe der unflätigsten Angriffe in Prosa und Versen bleibt. Mirabeau ist gewiß kein reiner Charakter, und die deutschen Professoren, welche aus ihm einen Heroen und den strahlenden Mittelpunkt der französischen Revolution machen, haben trotz ihrer „Gelehrsamkeit“ die Geschichtsquellen nicht studirt und mit grandioser Oberflächlichkeit die überlieferten Legenden für baare Münze genommen. Indes gerade die Vertreter der Monarchie und des Hofes hatten kein Recht, Mirabeau anzugreifen, denn er hat sein Möglichstes getan, um die Monarchie zu retten. Und daß er dies für das Geld des Hofes getan, ist der häßlichste Flecken auf seinem Charakter. Beiläufig ist es nach verschiedenen Richtungen hin charakteristisch, daß aus derselben Tasche, die Mirabeau's Tätigkeit im Dienste der Monarchie bezahlte, auch das Geld für die „Federn“ der „Apostelgeschichte“ floß, die Mirabeau mit allen Mitteln der Lüge und Verläumdung in der Achtung des Volks herabzusetzen und politisch unmöglich zu machen suchte. Es zeigt dies einerseits die Zersahrenheit, andererseits aber auch die Unehrllichkeit der Hofpartei, welche durch ihre Doppeltzüngigkeit die Katastrophe nur beschleunigte. „Nach den „Actes des Apôtres“ ist Mirabeau ein „Ungeheuer, ein Spitzbube, ein Schnapphahn, ein Scheusal, ein Gauner, ein Thersites, ein Cartouche, ein Dieb, ein Kavaillac, ein giftiges schleimiges Reptil, ein Catilina, ein Sch... kehl, ein giftiges schleimiges Reptil, ein Nas (Marogue) u. s. w. Er ist eine Kröte, ein Teufel, ein Nas (Marogue) u. s. w. Er ist „gekünstelt, rachsüchtig, von unmaßigem Ehrgeiz zerfressen, ebenso grausam wie treulos, fed bis zur Frechheit, gewissenlos, jedes Mittel ist ihm recht, das zum Ziel führt.“ „Er hat ein scheußliches Gesicht, eine abscheuliche Schnauze (un museau affreux), ist ein gelbes, schielendes, stinkendes Ungeheuer.“

Die Skandalosa, die man ihm andichtet, werden mit den unflätigsten, cynischsten Details erzählt!

Auf dieses Gebiet können wir nicht folgen, das verbietet uns die Rücksicht, welche wir unseren Lesern schulden.

Da Mirabeau für Angriffe auf seine Person ziemlich unempfindlich ist, so sucht man ihn in den Personen zu treffen, die er liebt. Die arme Sophie Monier, welche der Stern

seines Lebens war und durch ihre Liebe ihn vor dem Versinken in die Gemeinheit bewahrte, wird als eine niedrige Bühlerin hingestellt, die sich ihm an den Hals geworfen und durch die unverwundlichsten Bordellkünste diesen „Minotaur“, durch dessen Lüsterheit und obscöne Häßlichkeit ihre verderbte Phantasie entflammt worden, an sich gelockt habe.“

Kein Laster, dem Mirabeau nicht gefröhnt, kein Verbrechen, das er nicht verübt hat!

„Que voulez-vous donner, Messieurs, vous pouvez voir:

A tant par crime, on est sur de l'avoir.“

(Was wollen Sie geben, meine Herren? Sehen Sie zu: für jedes Verbrechen hat er seine Laxe. Wer sie zahlt, der hat ihn.)

Ein andermal — Mirabeau war gerade von einigen Leuten auf der StraÙe insultirt worden — fangen die Dichter der „Apostelgeschichte“:

O le grand jour que ce jour-là  
Où tout Français prononcera  
Que Mirabeau pendu sera.

(O schöner Tag, wo jeder Franjoise sagt: Mirabeau wird gehängt.)

Den Rest des Couplets drucken wir nicht ab, weil er zu unflätig ist.

Etwas später bringen die „Actes des Apôtres“ eine Karrikatur, in der Mirabeau als Teufel dargestellt ist und das Schwein des Heiligen Antonius am Strick führt (das Schwein soll ein Bataillon Nationalgarde sein, welches Mirabeau zum Kommandanten gewählt hat), und darunter die Verse:

O Mirabeau, chef de la horde,  
Perturbateur du genre humain,  
Que n'avez vous au cou la corde  
Que vous tenez en votre main!

(O Mirabeau, du Haupt der Bande, du Ruhestörer des Menschengeschlechts, warum hast du den Strick statt in der Hand nicht lieber um den Hals.)

Und bald darauf heißt es:

„Puisse-je voir au bout d'une pique sanglante  
Promener dans Paris ta tête encore fumante.“

(Könnte ich doch sehen, wie auf der Spitze einer Pike dein rauchendes Haupt durch Paris getragen wird.)

Ein menschenfreundlicher Wunsch, der in einer folgenden Nummer also variirt wird:

„Herr Riquetti (Mirabeau), Sie nehmen einen so erhöhten Standpunkt ein, daß die einzige Erhöhung, die Ihnen noch fehlt, der Galgen ist.“

Als Mirabeau endlich gestorben ist, prophezeien die „Actes des Apôtres“, seine „Asche wird die Pest aushauchen“ und sie laden die Hunde von Paris ein, „das Grab des Hallunkens zu verunreinigen.“

Gemug. Die schon erwähnte Rücksicht auf die Leser der „Neuen Welt“ hindert uns weiter zu zitiren.

Und nun fragen wir: Hatte Camille Desmoulins nicht recht, als er nach Gründung der „Actes des Apôtres“ schrieb:

„Die Royalisten haben jetzt einen bequemen Ablagerungsplatz für ihren Schmutz.“

Ehe wir schließen, bitten wir noch die Zeit genau im Auge zu behalten. Die „Actes des Apôtres“ haben so geschrieben in den ersten Jahren der Revolution; während die Exzesse, welche der Revolutionspresse zur Last gelegt werden, in die späteren Jahre fallen, wo die Leidenschaften in viel höherem Grade aufgewühlt waren.

Dessen ungeachtet sind diese Exzesse nicht so exzessiv wie die der „Actes des Apôtres“.

Marat und Hebert werden verdunkelt durch die Suleau und Rivarol, der „Ami du Peuple“ und der „Père Duchesne“ sind, was den Ton betrifft, schwächlich und blaß neben den „Actes des Apôtres“.

Und wenn man bedenkt, daß die „Actes des Apôtres“ diese Kampfweise eingeführt, mit dieser tollen Verblendung — von der Gemeinheit hier gar nicht zu reden — das Volk gereizt und Repressalien förmlich herausgefordert haben, — wie können wir uns über die Katastrophe wundern, die schließlich hereinbrach?

## Josef Garibaldi.

### I.

Als zu Beginn der Regierung des Königs Karl Albert von Sardinien und Piemont die blutige Verfolgung der politischen Gesellschaft „das junge Italien“ begann, hatte man in Alessandria den jungen Patrioten Andrea Bocchieri ins Gefängnis geworfen, der angeklagt war, an der Verschwörung des jungen Italien Theil genommen zu haben. Er ward zum Tode verurteilt. Um ihn zu entehren, erschoss man ihn von hinten. Auf dem Wege zum Tode führte man ihn an seinem Hause vorüber; man glaubte, der Anblick seiner unglücklichen Familie werde ihn zu Geständnissen bewegen. Aber er sagte mit traurigem Lächeln: „Sie haben vergessen, daß es eine Sache auf der Welt gibt, die ich mehr liebe als Weib und Kind — das ist Italien!“

Gleich darauf fiel er unter einer Salve. Ein 26 jähriger junger Mann aus Nizza sah diesen Märtyrer tot und schwur bei sich, sein Leben der Sache Italiens zu widmen.

Der junge Mann hieß Josef Garibaldi und die Welt weiß, daß er seinen Schwur gehalten hat.

Das „glorreiche Gedicht seines Lebens“, wie George Sand seine Laufbahn genannt hat, ist zu Ende; aber wenn gleich der Held, dessen Taten eben so groß waren, wie sein bürgerliches Leben einfach, keiner der eigentlichen politischen, nach bestimmten Programmen abgegrenzten Parteien angehört hat, so trauern an seinem Grabe doch alle, deren Herz bei dem Worte „Freiheit“ noch höher zu schlagen vermag. Dieser im Sturm so gewaltige, in der Stille so einfache Mensch hat viel Siege und viel Niederlagen aufzuweisen und aus manchem Verherrlicher seiner Erfolge ist in der Zeit seiner Mißerfolge ein Verkleinerer seiner Person geworden. Das Piedestal, auf das die Gerechtigkeit der Geschichte Garibaldi stellen muß, erhebt ihn so hoch über die Verkleinerer, daß es keiner Verlästerung gelingen kann, den Glanz des Namens Garibaldi zu trüben.

Um die Laufbahn Garibaldis zu durchmessen, mußte man ein gutes Theil Abenteuerlust neben dem erhabensten Mut und einer phänomenalen Aneignung besitzen. Zum Theil mochte das im Blute der Familie liegen, denn Garibaldi war, was wenig bekannt ist, ein Nachkomme jenes abenteuernden Barons von Neuhof aus Westfalen, der es auf kurze Zeit zum König von Korsika brachte und im Schuldturm endete. Die Schwester dieses ephemeren Potentaten hatte einen Dr. Garibaldi, einen Vorfahren Garibaldis geheiratet, und aus dieser Verbindung stammten Garibaldis Eltern her. Die Hartnäckigkeit und Zähigkeit im Wesen Garibaldis ist in der That nicht gerade italienisch; sie entspricht vielmehr dem westfälischen Charakter, den Heine so schön bezeichnet hat, indem er die Westfalen „sentimentale Eichen“ nennt. Die Blut des Italieners vermischt mit der Zähigkeit des Westfalen, das gibt in der That den Charakter des Helden, der die Einheit Italiens begründet hat.

Mit einer Art Abenteuer trat er in die Welt; er wurde 1807 zu Nizza in demselben Hause und in demselben Zimmer geboren, wo auch André Masséna, der berühmte französische Marschall, das Licht der Welt erblickt hatte. Der Vater Josef Garibaldis war ein Seemann, der sein eigenes Schiff führte; seine Mutter war eine einfache Frau, der ihr berühmter Sohn eine rührende Anhänglichkeit bewahrt hat. Die Eltern wollten dem talentvollen Knaben eine gediegene Erziehung geben und ihn Priester, Advokat oder Arzt werden lassen, aber sein romantischer Sinn trieb ihn zur See. Die Gefahr zog ihn immer an und das Brausen und Toben der See war ihm sympatischer, als die Aussicht auf eine stille Studirstube oder einen ruhigen bürgerlichen Beruf. Mit Thränen gab seine Mutter die Einwilligung. Er machte seine erste Reise auf der Brigg *Constanza* nach Odeffa; glücklich zurückgekehrt machte er nun die meisten seiner Seereisen auf dem Fahrzeug seines Vaters und erwarb sich bald einen gewissen Ruf durch seine Kaltblütigkeit und Kühnheit gegenüber den Gefahren der See. Auf einer

Fahrt nach Konstantinopel an Bord der „*Glorinde*“ lernte er eine Anzahl von Saint-Simonisten kennen, die nach der Türkei auswanderten. Die Lehren dieser Sekte machten einen mächtigen Eindruck auf den jungen Seefahrer und trieben ihn nicht zum geringsten Theil dahin, wo er bald so groß erscheinen sollte, in den Kampf für die Einheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes.

Als Mazzini und Ramorino 1834 den verunglückten, unter dem Namen Savoyerzug bekannten Aufstandsversuch machten, sollte Garibaldi die Besatzung eines Kriegsschiffs im Hafen von Genua für die Sache Mazzini's gewinnen. Dies gelang ihm nicht und er konnte sich, nachdem Mazzini's Unternehmen gescheitert war, noch rechtzeitig unter den größten Gefahren nach Frankreich retten. Zum Tode verurteilt, entwich er nach Tunis und nahm dort Dienste, mochte sich aber dem despotischen Bey nicht fügen und ging nach Südamerika. Die Republik Rio Grande führte damals Krieg mit Brasilien und Garibaldi trat als Kapitän eines Kaperschiffs in ihre Dienste. Bei einem der vielen Kämpfe, die er in diesem Kriege bestand, erhielt er seine schwerste Verwundung durch einen Schuß in den Hals. Kaum genesen, fiel der waghalsige junge Mann in feindliche Gefangenschaft, wobei ihm ein Don Leonardo Millan wegen eines Entweichungsversuchs die Tortur geben ließ. Diese bestand darin, daß Garibaldi zunächst die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt wurden; dann schlang man durch die gefesselten Arme ein Seil und befestigte dieses an der Decke des Gefängnisses, so daß der Gefolterte schwebend in der Luft hing. Als man ihn nach zwei Stunden abnahm, blieb er wie tot liegen. Später wurde er freigelassen und das Schicksal wollte es, daß dieser Don Leonardo Millan in seine Hände fiel. Garibaldi war edelmütig genug, an seinem Peiniger keine Rache zu nehmen.

Auf seinen weiteren kriegerischen Fahrten im Dienste der Republik Rio Grande lernte Garibaldi jenes merkwürdige Weib kennen, das die Gefährtin seines Lebens wurde. Anita Rivas folgte Garibaldi von da ab auf allen seinen Fahrten und Feldzügen und theilte alle seine Gefahren bis zu ihrem Tode. Sie befand sich öfters im heftigsten Feuer. Bald wob sich ein Kranz von Mythen um das romantische Paar, von denen einige als historische Tatsachen ausgegeben worden sind. So ist es eine Erfindung, daß Anita in der Freischaar ihres Mannes als Hauptmann fungirt habe. Sie hat Garibaldi seine drei Kinder Menotti, Ricciotti und Teresita geboren. Die Abenteuer, die Garibaldi und Anita in den Kämpfen mit Brasilien bestanden, zu schildern, mußte man ein Buch für sich schreiben. Man schlug sich in Gegenden, die vorher kaum ein europäischer Fuß betreten hatte; es kam vor, daß die Schlachtfelder in den Urwäldern lagen. Bei dem Rückzug von einer solchen Campagne mußte Garibaldi seinen drei Monate alten Sohn Menotti in ein Tuch eingewickelt an seinem Halse befestigen und durch einen Fluß tragen. Nach sechs Jahren voller Gefahren und Abenteuer, die ihm einen bekannten Namen in Südamerika verschafften, nahm Garibaldi seinen Abschied, um mit Weib und Kind etwas auszuruhen. Er bildete sich eine Kinderherde, von deren Erlös er einige Zeit zu leben gedachte. Allein er wurde betrogen und kam mittellos zu Montevideo an, wo er sich als Professor der Mathematik und als Waarenhändler ernährte, bis der Krieg ihn wieder auf sein eigentliches Feld rief.

Bisher war Garibaldi bei allen Abenteuern und Leistungen immer nur ein untergeordneter Parteigänger gewesen; in Montevideo rückte er in die Reihe der berühmten Generale seiner Zeit auf.

In den vierziger Jahren wüthete jener fürchterliche Krieg zwischen dem blutigen Diktator Rosas von Buenos Ayres und der Republik Uruguay resp. Montevideo; der Präsident Oribe von Montevideo war verjagt worden und wandte sich an Rosas, der alle Mittel anwandte, um mittelst des Oribe sich auch zum Herrn von Montevideo zu machen. Während Oribe mit Heeres-



macht gegen Montevideo zog, suchte der blutige Rosas in Buenos Ayres seine Herrschaft dadurch zu befestigen, daß er alle Einwohner des von ihm geknechteten Landes, die mit ihm nicht einverstanden waren, einfach verhaften und durch Massenhinrichtungen aus der Welt schaffen ließ. Wer reich oder angesehen war, konnte keine Minute seines Lebens sicher sein. Frauen, die nicht die Farbe der rosas'schen Schreckensherrschaft an ihren Kleidern trugen, wurden entkleidet durch die Straßen gepeitscht. Während Rosas in Buenos Ayres das Blut derart vergoß, daß ihm höchstens noch der König von Dahomey in der Massenschlächtereigleichsam, flüchteten die Einwohner zu tausenden nach Montevideo, wo sie freundlich aufgenommen wurden. Die besten und angesehensten Namen von Buenos Ayres befanden sich bald in Montevideo, soweit sie den Haken des Rosas entgangen waren. Die Regierung von Montevideo nahm die europäische Zivilisation als Grundlage ihrer Anschauungen an; Rosas, der seine Blutherrschaft auf die rohen Horden der Gauchos stützte, verwarf naturgemäß alle civilisatorischen Bestrebungen und verfolgte sie mit dem Haken. Da inzwischen auch noch der Sturz Oribe's eintrat, so wurde der Kampf unausbleiblich; ein Krieg entspann sich, so gräueltvoll, wie ihn die dunkelsten Blätter der Weltgeschichte kaum noch kennen. Oribe ließ auf Befehl Rosas' alle Gefangenen, auch die, denen man früher Pardon zugesichert hatte, erschießen, hängen oder enthaupten. Unter solchen Umständen war es nicht sehr einladend, der Republik Montevideo zu dienen, deren Streitkräfte und Geldmittel schwach waren, während Rosas, der alle seine Opfer beraubt, die Güter aller Emigranten eingezogen hatte, reichliche Mittel zur Verfügung standen. \*)

Die Gefahr hatte Garibaldi immer angezogen; sie tat es

\*) Die Geschichte der Regierung des blutigen Rosas ist so interessant und lehrreich, wenngleich man die Details dieser Periode nicht ohne Grauen lesen kann, daß es sich lohnte, sie bei Gelegenheit einmal in diesen Blättern zu behandeln. Beiläufig sei bemerkt, daß das Ungeheuer Rosas 1852 gestürzt wurde und mit seinen gestohlenen Schätzen nach England floh. Dort starb Rosas, im Schutze der britischen Gastfreundschaft, im März 1877 im Alter von 84 Jahren. Der Verf.

auch hier. Wo sich die Civilisation und die blutige Barbarei bekämpften, konnte für ihn kein Zweifel bestehen; er trat in die Dienste der Republik Montevideo. Obwohl er auf allerlei gegen ihn gerichtete Intriguen stieß, gelang es ihm doch, sich das allgemeine Vertrauen zu erwerben. Als Oribe auf Montevideo rückte, organisierten sich die daselbst anwesenden Europäer in einzelne Corps, die man Legionen nannte. Es bildeten sich eine spanische, eine französische und eine italienische Legion, die letztere natürlich unter dem Befehle Garibaldis, der bei der Formirung dieser Truppe bei seinem trefflichen, leider allzufrüh verstorbenen Freunde Luzani eine sehr erwünschte Hilfe fand. Garibaldi flößte seine eigene Uneigennützigkeit der ganzen Legion ein. Sie empfing keinen Sold, sondern nur Rationen an Nahrungsmitteln; sodann gab man ihr das Versprechen, den Ueberlebenden oder den hinterlassenen Familien Ländereien oder Vieh zu verabsorgen. Mehr konnte die kleine und arme Republik in der That nicht geben.

Der übermächtige Feind rückte auf Montevideo und blockirte die Stadt; die spanische Legion ging zu ihm über und die Situation wurde bedenklich. Garibaldi war mit seiner italienischen Legion die Seele der Verteidigung. In zahlreichen Gefechten und Scharmützeln, durch kühne Handstreichs und verwegene Ueberfälle, schlug, dezimirte, beunruhigte er den Feind. Seine Erfolge waren so glänzend, daß die Regierung von Montevideo der italienischen Legion die Schenkung großer Ländereien übersandte. Garibaldi wies im Namen der Legion die Schenkung zurück.

Indessen änderte sich die Lage, der General Rivera, welcher die Hauptarmee von Montevideo kommandirte, wurde von der Hauptarmee des Rosas unter Urquiza vollständig geschlagen. Dadurch wurden alle Kräfte des Feindes gegen Montevideo selbst frei und die Blockade immer enger und drückender. Um diese Zeit schlug Garibaldi vor, er wolle sich mit der italienischen Legion auf einer Flotille einschiffen und nächstlich nach Buenos Ayres fahren, um dort den Diktator Rosas zu überfallen und so den Krieg zu beendigen. Aber die Regierung gab nicht ihre Zustimmung zu diesem Handstreich.

(Fortsetzung folgt.)

## Bairerns Landesausstellung zu Nürnberg.

### I.

Schwerlich dürfte eine Ausstellung von Erzeugnissen deutscher Kunst und Industrie einen zweckentsprechendern und schöneren Ort finden, als die am 15. Mai eröffnete bayerische Landes-, Industrie- und Kunst-Ausstellung in Nürnberg. In keiner Stadt Deutschlands prägt sich wohl der Triumph des Bürgertums so scharf aus über mittelalterliches Wesen und Gebräuche als hier in der „alten freien Reichsstadt“; nirgends findet man wohl so viele Denkmale der Architektur, Skulptur und des Bronzegusses, in denen der Geist der deutschen Reformation — oder wie wir es gewöhnlich nennen — der deutschen Renaissance den späteren Jahrhunderten entgegenleuchtet, als in der Stadt des Albrecht Dürer, Peter Vischer und wie die großen Meister jener Zeit alle heißen.

Wenn man den innigen Zusammenhang von Kunst und Volksleben wahrnehmen und studiren will, so braucht man nur Nürnberg zu besuchen. Seine Bürger, damals treu und gottergeben wie das Volk allerorten in Deutschland, fühlten den Geist und Gemüt belebenden Hauch der Reformation, er wies sie zurück zu der lange stiefmütterlich bedachten und verschmähten Natur. Nur zu natürlich ist, daß sich diese Wandlung auch im gesammten öffentlichen Leben und Tun offenbaren mußte. Vornehmlich ist es aber die Kunst, diese höchste und schönste Blüte der Kultur, in der ein solcher Umchwung zur Erscheinung kommt, ja die gerade dadurch sich um so mächtiger entfalten kann. Noch ehe die neuen Ideen allgemein verstanden und im praktischen Leben realisiert werden, wird die Kunst dieselben in ihren mannigfaltigsten Gestaltungen verkörpern und sie so dem Volke zur Erscheinung bringen, dadurch begeistern und zur eifrigen Arbeit auf der Bahn des Fortschritts anregen.

Daß eine solche Umwälzung nicht plötzlich vor sich gehen kann ist klar. Plötzlich kommen derartige Erscheinungen nur für die geistig Blinden oder für diejenigen, die dem allmählichen durch keine Nacht der Erde dauernd zu verhindernen Fortschritt gegenüber aus irgend welchen Gründen die Augen absichtlich verschließen. Und so sieht man auch auf dem Gebiete der Kunst der Reformationsepoche, wie mit den Formen

der Gotik, dieser konsequent durchgeführten Kunstgattung der weltverachtenden christlichen Religion, der neue Kunststil anfangs gemeinsam auftritt, mit dem Alten ringt und kämpft, bis schließlich das in ihm frisch pulsirende Leben die Oberhand gewinnt. Ein herrliches Beispiel dafür ist das großartige Meisterwerk Peter Vischers, das Sebaldusgrab in der Sebalduskirche zu Nürnberg. Ueberall machen sich an dieser vortrefflichen Arbeit noch die gotischen Formen bemerkbar, aber der Geist der Renaissance durchdringt bereits das Ganze und feiert seinen Triumph in den fein charakterisirten lebenswahren und kunstvollen Figuren der Kinder und Apostel, wie auch im übrigen plastischen Schmuck.

Solcher Denkmale wird nun der aufmerksame Besucher viele finden, wenn er die Straßen Nürnbergs durchwandert oder wohl gar die großartigen Sammlungen des Germanischen Museums besucht. Er möge dann nur nicht vergessen, daß es der Gemeinsinn war, der all diese Dinge geschaffen und dessen gewaltige Kraft die feudale Wirtschaft hinweggefegt. Soviel ist gewiß, derjenige, welcher das alte Nürnberg genau betrachtet und in den Geist der Sprache einzudringen sucht, die da in den öffentlichen Brunnen, den kühn geschwungenen Giebeln, wie in dem mannigfaltigen Ornamenten- und Zierwerk an den alten Patrizierhäusern und in vielen anderen zu uns redet, wird, wenn er dann durch die reichgeschmückte Pforte der Ausstellung eintritt und das lebhaft bewegte Bild gewahrt, in dem Unternehmen doch etwas anderes erblicken als einen modernen Jahrmart, wie oberflächliche oder voreingenommene Beurtheiler neuerdings solche bedeutsame Schaustellungen betitelt haben. Wie dort sich uns ein von der Vergangenheit überkommener Geist offenbart, so ist es hier eine Kundgebung des derzeitigen Menschengeistes, die uns einen tiefen Einblick in unsere Kulturverhältnisse gewährt und aus der wir viel lernen können — ein Spiegel, in dem wir sowohl unsere Schwäche als auch unsere Vorzüge erblicken.

Man darf nur das äußere Arrangement dieser Ausstellung betrachten, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Veranstalter den Wert und die Bedeutung derselben richtig zu würdigen und dem Ausdruck zu geben verstanden haben. Einen so herrlichen Platz dürfte man freilich zu diesem Zweck auch nicht leicht wiederfinden. Es ist das im Nordosten Nürnbergs gelegene „Maxfeld“, ein durch schöne alte Baumpflanzungen — Linden, Kastanien etc. — belebter Park von 120 000 Quadratmeter Flächenraum, der allerdings noch von Künstlerhand zu

einem Kunstpark umgeschaffen wurde. Der große Raum machte es denn auch möglich, bei der Aufführung der Gebäude von dem alten Brauche, ein Hauptgebäude aufzuführen, das, wenige Ausnahmen abgerechnet, alle Ausstellungsgegenstände in sich schließt und so den Mittelpunkt des ganzen bildet, abgesehen und mehrere den verschiedensten Zwecken dienende Bauten und Pavillons zu errichten, die mit den prachtvollen Anlagen ein schönes Ensemble bilden, das einen herrlichen festlichen Eindruck hervorruft.

So fesselt schon das in unmittelbarer Nähe des Haupteingangs nach Entwürfen des durch eine Reihe sehr schöner architektonischer Schöpfungen wie durch seine publizistischen Bemühungen um die Hebung der Kunstgewerbe rühmlichst bekannten Direktor der Kunstgewerbeschule zu Nürnberg, A. Gnauth, erbaute Empfangsgebäude. Kräftige Renaissance-Formen der Fassade mit ans Barock streifendem Schmud, eine von vier schönen Granitsäulen getragene Vorhalle, deren Rückwand mit einer von Professor Pillon in Fresko gemalten Dekoration geschmückt, in der Ausführung eine geniale Technik und wunderbare Form- und Farbenempfindung zeigt — das alles übt vereint eine herrliche Wirkung. So auch der in arabischem Stil decorirte innere Hauptraum. Der architektonische Aufbau in Verbindung mit der harmonisch gestimmten orientalisirten glühenden Farbenpracht, erzeugt hier eine Stimmung, die jeden Besucher unwiderstehlich fesselt. Diese Teppiche, Möbelstoffe, Leuchter u. s. w., in ihren stilvollen Formen sind aber auch prächtig. Dazu hat man dann noch Palmen und dergl. Gewächse mit großem Geschick zur Ausschmückung verwandt.

Rechts von den Haupthallen befindet sich dann der aus Eisen und Stein aufgeführte Kunstpavillon, welcher die Werke der bildenden Kunst sammt den Erzeugnissen der graphischen Künste enthält. Wie alle diese Bauten ist er einstöckig, in seiner Mitte von einer sich grazios aufbauenden Kuppel bekrönt, gewährt er mit seinen malerischen Architekturförmern, seinen Nischen\*) und schlanken Pfeilern, den hohen Fenstern, wie mit dem reichen plastischen Schmud seiner Fassade einen heitern Anblick. An ihm, der eine Grundfläche von 3800 Quadratmetern einnimmt, schließt sich der Bau, welcher die Ausstellung der fachgewerblichen Bildungsanstalten und des Verkehrswezens sowie das Post- und Telegraphenamt der Ausstellung, wie auch das Lesezimmer derselben enthält. Ein länglich viereckiger Bau, über dessen kräftig vorspringendem Portale sich ein schlanker Turm erhebt, ist er in seinem Aeußern gleichfalls reich und geschmackvoll charakterisirt.

Diese beiden Gebäude nun sind verbunden durch einen mit ihnen parallel laufenden überdeckten Gang, der auch nach dem eigentlichen Hauptgebäude führt und mit diesem einen rechten Winkel bildet. In diesem, wie die beiden vorigen ebenfalls von Gnauth aufgeführten, 140 Meter langen und 120 Meter breiten Gebäude befindet sich die Ausstellung der industriellen und kunstgewerblichen Erzeugnisse. Gemäß seiner Bedeutung als dem hervorragenden Abschluß des Ausstellungsplatzes hat es der bauende Künstler auch in seiner äußeren Erscheinung besonders reich ausgestattet. Der Grundriß zeigt ein von vier Seiten durch 18 Meter breite Hallen eingeschlossenes Viereck, in welches zwei in die ersten eingreifende in der Mitte des Gesamttraumes sich kreuzende ebenso breite Hallen eingebaut sind. Die dadurch entstehenden vier freien Plätze hinwiederum werden in der Richtung von vorn nach hinten von je zwei Durchgangshallen durchschnitten, zwischen denen sich freie Räume befinden. Diese innere Einrichtung ist nun in der Hauptfassade sprechend zum Ausdruck gebracht. Während die Dominante, der das ganze beherrschende Mittelpunkt, durch die von der Hauptfront mächtig hervorspringende Vorhalle mit ihrer kräftig-kühn aufsteigenden Kuppel vorgehoben wird, ziehen sich zu ihren beiden Seiten die weniger durch Schmud und dergl. markirte, durch große Fenster auf den angeführten Grundriß hindeutende Seitenflügel hin, die am äußersten Ende wieder durch hervorgehobene Nischen, mit aufstrebenden kleineren Kuppeln flankirt sind und dadurch der sich nach hinten fortsetzenden Seitenhalle Ausdruck geben. An das Gebäude sich anlehnend, setzt sich dann an der Vorderfront, der bereits erwähnte Gang fort — hier zu Ausstellungszwecken mannigfach verwandt — und zwar so, daß er an das vorspringende Portal anstößt, hindurchführt und auf der anderen Seite wieder anschließt. Von ihm aus hat das besuchende Publikum selbst bei schlechtem Wetter immer eine herrliche Aussicht über den schönen Park. Die gesammte vom Hauptgebäude bedeckte Fläche ist 17 600 Quadratmeter groß, während der Flächenraum sämmtlicher Ausstellungsgebäude 31 667 Quadratmeter beträgt egl. 1600 Quadratmeter für die Verbindungsgänge.

Kommt in der architektonischen Gliederung der Hauptfassade der Grundplan des Gebäudes zum Ausdruck, so tritt der Zweck desselben um so sprechender durch die Gesamtdelcoration hervor. Die Flächen der genannten drei Hauptgebäude sind nämlich mit Leinwand bespannt, deren rötlich grauer Naturton dominirt. Die aufgesetzten Dekorationen sind dann weiß mit blau und wenig gold. Nur an den Wappen macht sich hier und da ein rötlicher Ton bemerkbar. Nun denke man sich Gebäude, die schon durch ihre schönen architektonischen Hauptformen einen prächtigen Eindruck machen, noch mit einer Fülle von Wäsen, Fahnen, Wappen, Festons u. s. w. geschmückt und überall von Türmchen und lustig aufsteigenden durchbrochenen Kuppeln gekrönt, so wird man ungefähr ahnen können, welche heiter schönen Anblick sie in ihrem von dem Grün der Bäume sich herrlich abhebenden reizenden Farbentleide

\*) Ein von der Hauptwand stark vorspringender, reichere Gliederung und Schmud zeigender Teil der Fassade.

gewähren müssen. Einige Kritiker haben freilich den ornamentalen Schmud in Form und Farbe überladen und zu wenig in der Konstruktion begründet gefunden und sie hätten recht, wenn diese Bauten in der Straße einer Großstadt dem Schmutz ausgesetzt stünden oder für einen dauernden Zweck errichtet wären. So ist aber ihre Bestimmung nur eine vorübergehende, und sie verläugnen deshalb auch nicht das provisorische in Material und Form. Das Fest, welches hier den Sommer über die menschliche Tätigkeit feiert, kommt in ihnen lebendig zur Erscheinung und Direktor Gnauth hat auf das glänzendste bewiesen, wie Großartiges sich aus Holz, Leinwand und Gips leisten läßt, wenn man einen feinen Sinn für künstlerische Gestaltung besitzt.

Recht mannigfaltig wird das Bild noch durch die vielen kleineren Ausstellungs-pavillons, welche hier und da hinter den Baumgruppen auftauchen, durch die in braunem Holzstil aufgeführten Restaurations-lokalitäten zur Linken der Hauptallee und den Kaffee's und Restaurants, hinter dem Kunstpavillon und dem Gebäude für das gewerbliche Bildungswezen. Fontänen, kleine Seen, Musikpavillons für die beiden stattfindenden Konzerte, vervollständigen noch die Szenerie und so gestaltet sich denn der schöne Park zu einem Festplatze im besten Sinne des Wortes.

Welche großartige pädagogische Bedeutung aber eine Ausstellung bei solch künstlerischer Durchführung haben muß das erkennt man erst, wenn man die Tausende beobachtet, welche gekommen sind, um hier zu sehen und zu lernen. Schon die freudig erstaunten Gesichter der vielen Landleute, die meist nur durch ein solches Ereignis herbeigelockt werden, müssen selbst den hartgefotenen Pessimisten belehren, daß unsre Zeit alles allmählich und unerbittlich auf die Bahn des Fortschritts zieht und fortzieht. Werden diese Leute, die weitab von den Centren der heutigen Kultur wohnen, nicht durch solche Gelegenheiten daran erinnert werden, auf was sie bisher verzichtet haben, und werden all die von Menschenhand erzeugten Herrlichkeiten nicht das Bedürfnis in ihnen erwecken, daß auch sie davon genießen sollten? Werden diese simplen Landleute, die sonst selten über die Grenzen ihres Heimatsdorfes hinausgekommen, nicht über gewisse vom Pfarrer gepredigte Sätze ungläubig den Kopf schütteln, wenn sie an den hier arbeitenden Dampfmaschinen an den Werken der Kunst gesehen haben, welche Macht und Schönheit der schwache, sündige Mensch zu entfalten vermag, wenn er dem Erkennen und Wissen mehr und eifriger seine Mühe zuwendet, als dem Glauben? Gewiß! und namentlich ist es eben die Kunst, welche den nachhaltigsten Eindruck auf Geist und Herz ausübt. Abgesehen von vielem anderen unterscheiden sich eben die Ausstellungen darin von den Jahrmärkten, daß sie von Künstlerhand arrangirt werden. Bei der bairischen wirt aber Natur und Kunst vereint in herrlicher Weise.

Fr. Rauert.

**Die ägyptischen Birren. Alexandrien.** Die vorstehende Nummer enthält auf Seite 576 und 577 eine perspektivische Ansicht von Alexandrien, der zweitgrößten Stadt Ägyptens. Dieses selbige Alexandrien nun wurde am 11. Juli von den Engländern bombardirt, nachdem einer vorausgegangenen Aufforderung des Admirals Seymour, die Forts Alexandriens zu desarmiren, keine Folge gegeben war. Im englischen Parlament erklärte der Premierminister Gladstone, das Bombardement sei erfolgt, um das erschütterte Ansehen des Khedive und die Ordnung in Ägypten wieder herzustellen. Sine malen aber den Herren Diplomaten die Sprache nicht verliehen worden ist, um zu sagen, was sie wollen, sind auch die Gladston'schen Gründe nicht für baare Münze hinzunehmen. Und in der That hätte ja auch die englische Regierung in Irland hinreichend Gelegenheit, für ihr eigenes Ansehen und für „Ordnung“ zu sorgen, wenn ihr beides so sehr am Herzen läge, wie sie sich in der ägyptischen Angelegenheit den Anschein geben will. Nein, nicht das Ansehen des Khedive und auch nicht die Ordnung ist es, für die die Engländer in Ägypten in uneigennützigster Weise einzutreten vorgeben, vielmehr sind es sehr handgreifliche handels-politische Interessen, die England veranlassen, Ägypten mit Krieg zu überziehen, und zu dem das Bombardement Alexandriens nur als Einleitung zu betrachten ist. Aber es ist hier nicht der Ort, politische Erörterungen zu pflegen, es genügt die Konstatirung der That, daß Alexandrien, diese altherwürdige und in der asiatisch-europäischen Kulturgeschichte so häufig mit Ehren genannte Stadt am 11. Juli l. J. dem Angriff der Engländer unterlag und zum großen Teil in Schutt und Asche gelegt wurde.

Alexandrien wurde im Jahre 332 v. Chr. durch Alexander den Großen gegründet; es konkurirt also dem Alter nach mit der „ewigen Stadt“ — mit Rom. Einwohner zählt Alexandrien 212 000 mit 50 000 Europäern, die aber gegenwärtig gestüht sind; der Einwohnerzahl nach rangirt Alexandrien hinter Kairo, das 350 000 Einwohner hat. Zur Anlegung Alexandriens erwählte Alexander der Große eine Stelle an der Mündung des in's Mitteländische Meer sich ergießenden Nil, wo die westliche Strömung keinen Nilschlamm sich ansetzen läßt, der Insel Pharos gegenüber. Ptolemäus Soter verband die Insel mit dem Festlande durch einen 7 Stadien (1300 Meter) langen Wall und schuf so zwei Häfen. Der Wall hatte in der Mitte einen Durchlaß, durch den die Schiffe von einem Hafen in den anderen gelangten. Durch ins Meer geworfene Trümmer der alten Stadt und durch anderweitige Dammbauten verbreiterte sich der Wall zu einer 1500 Meter breiten Landzunge, auf der ein großer Teil des heutigen Alexandrien steht. Auf dem östlichen Ende der früheren Insel Pharos stand der unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus von Sastratos aus

Knidos erbaute Leuchtturm, der zu den sieben Wundern der Welt zählte und von dem alle Leuchttürme den Namen Pharos erhielten. Er soll 180 Meter hoch gewesen sein. Alexandrien wuchs rasch und wurde nicht nur die Hauptstadt Ägyptens, sondern auch die Hauptstadt des geistigen, politischen und kommerziellen Lebens der alten Welt. In seiner Blütezeit unter den Römern soll Alexandrien 1 000 000 Einwohner gezählt haben. Berühmt war die alexandrinische Bibliothek, die aber zum unberechenbaren Schaden der Wissenschaft beim Angriff Cäsars auf Alexandrien ein Raub der Flammen wurde. Im Jahre 638 bemächtigten sich die Araber Ägyptens und Alexandrien sank nun rasch von seiner einstigen Größe herab, während Kairo aufblühte. Unter den ägyptischen Khalifen erholte sich Alexandrien zwar wieder, wurde aber unter der Herrschaft der Mameluken und Osmanen völlig bedeutungslos. Die Entdeckung Amerikas und des Seewegs um Afrika trugen ebenfalls zum Niedergange Alexandriens bei. Erst unter Mehmed Ali, der 1819 den Mahmudie-Kanal anlegte und das verfallene Kanalsystem des Delta verbesserte, und unter den Nachfolgern Alis erholte sich Alexandrien wieder, seine jetzige Bedeutung aber hat Alexandrien der Anlage des Suezkanals zu danken, obgleich in neuerer Zeit Port Said ein gefährlicher Konkurrent von Alexandrien geworden ist. Nach der Landseite ist das heutige Alexandrien mit einer Mauer umgeben, angeblich derselben, welche von den Arabern nach Zerstörung des alten Alexandrien aufgeführt wurde. Die Mauer ist von einer großen Anzahl Forts und Bastionen flankiert; den Hafen sollen das Kastell neben dem Leuchtturm und eine Anzahl Forts schützen. Gasbeleuchtung hat Alexandrien seit 1865, eine Wasserleitung seit 1860; neben der letzteren sind indes noch zahlreiche Cisternen in Gebrauch. Die Stadt hat kein streng orientalisches Aussehen. Die Straßen, meist grade angelegt, sind nicht alle gepflastert und führen wie die Plätze meist französische Namen.

Das ist das Alexandrien, dem die englischen Kanonen so arg mitgespielt haben. In Verbindung mit dem Schicksal Alexandriens wird ein Mann gebracht, der es verstanden hat, sich aus den niedrigsten Anfängen zu einer Geltung emporzuarbeiten, die das von den Engländern so brutal verteidigte Ansehen des Khedive tief in Schatten stellt — gemeint ist

**Arabi Pascha.** Ahmet Arabi ist der Sohn eines Fellah (ägyptischer Ackerbauer). Sein Geburtsort ist ein hart an der Wüste gelegenes Dorf in der Provinz Charkeh. Wie alle zum Militärdienst ausgehobenen Fellahs wurde er, mit den Händen an ein alte Rekruten zusammenhaltendes Seil gebunden, seinem Regimente zugesührt. Arabi ist ein Mann von ansehnlicher Statur und misst ungefähr 1,8 Meter. Said Pascha, unter dem Arabi zum Militär ausgehoben wurde, fand Gefallen an dem jungen Rekruten und beförderte ihn bald zum Offizier. Wegen irgend eines Vergehens mit Stochschlägen geächtigt und vom Bizekönig aus der Armee mit halbem Solde entlassen, begab sich Arabi, der des Lesens und Schreibens kundig war, nach Kairo, um auf der religiösen Universität dem Studium obzuliegen. Später von Smail Pascha in den Armeeverband wieder aufgenommen, galt Arabi unter seinen Waffengefährten für eine Art Gelehrter und auch sein Lebenswandel war nach muslimännischen Begriffen vorwurfsfrei. Um diese Zeit heiratete Arabi eine im Palast erzogene Dame und gelangte so zu einigem Vermögen. Später zum Oberstleutnant avanciert, beteiligte er sich an einer Verschwörung einer großen Anzahl von Fellah-Offizieren, die den Sturz des Khedive Smail Pascha und die Beseitigung des europäischen Ministeriums, welches den Ägyptern aufgenötigt worden war, zum Ziele hatte. Dies gelang im Jahre 1879. Von dem neuen Bizekönig Tewfik wurde Arabi zum Obersten befördert. In diese Zeit fällt die Tätigkeit Arabi's zur Herstellung einer Bewegung, der er den Namen „Erweckung der Nationalpartei“ gab, und die zum Zweck hatte und noch hat, Ägypten aus den Krallen der europäischen Finanziers, in die es durch die verschwendereiiche Wirtschaft seiner Khedives und deren Kreaturen geraten ist, zu befreien. Es handelt sich also in Wirklichkeit und auf deutsch gesagt, um eine Zahlungseinstellung Ägyptens, die die europäischen Kapitalisten, und unter diesen vornehmlich die englischen, nicht allein um die Zinsen ihrer den Khedives Smail und Tewfik vorgestreckten riesigen Summen, sondern um die Summen selber bringen kann. Es sind also nicht bloß handelspolitische sondern auch finanzielle Interessen, welche England in Ägypten wahren will. Aber weil diese Interessen dazu angethan sind, den Ruin Ägyptens völlig herbeizuführen, kann nur derjenige gegen Arabi Pascha und die Nationalpartei sich erklären, der die ägyptische Nation für die Schandwirtschaft seiner Bizekönige verantwortlich macht.

**Münchener Kindl.** (Bild Seite 587.) Auch ohne die Aufschrift würde der Kundige ihre Heimat erraten haben. Solche Blumen blühen eben nur in der Bierstadt par excellence, in der Residenz Bavariana, der hohen Schule der Bierheben. Welche andere Stadt könnte sich solch vollkommen ausgebildeter Priesterinnen Gambirini rühmen? Mit unvergleichlicher Gewandtheit, geschmeidig wie ein Kal, grazios und rasch

wie die Gazelle, huscht sie zwischen Tischen und Bänken hindurch, ist bald beim Ausschank (wie wir statt Buffet sagen wollen), bald bei den Gästen, für welche sie ein merkwürdiges physiognomisches Gedächtnis hat und von welchen keiner ihrem unsichtigen sicheren Blick entgeht. Und welche erbaulichste Fingerfertigkeit steht ihr zu Gebote im gleichzeitigen Erfassen zahlreicher Bierkrüge; man könnte glauben, sie habe bei Bosko einen Kursus durchgemacht. Was aber der münchener Spezies einen ganz besonderen Vorzug verleih, das ist ihr stereotyp freundlicher Blick, ihr gewinnendes Lächeln. Die Sonne ihrer Huld läßt sie auf alle ihre Pflegebefohlenen scheinen, auf Gerechte und Ungerechte, ohne Ansehen der Person und nur dann, wenn sich ein hiereliges Individuum Vertraulichkeiten erlauben will, wird sie scharf und mit einem lakonischen Bavarismus weist sie ihn schlagfertig in die Schranke, wenn sie auch nicht gerade ein Gibraltar der Tugend ist. Dieses freundliche Wesen der Münchnerin hat der Zeichner unseres Bildes ganz besonders zu betonen gesucht und mit recht; denn nicht vom Wein allein, sondern auch von feinem Geschwisterkinde Bier gilt das goethe'sche Wort: Seze mir nicht, du Grobian, mir den Krug so derb vor die Nase! Wer mir Wein bringt, sehe mich freundlich an, sonst trübt sich der Eiser im Glase.

St.

### Ratgeber für Gesundheitspflege.

**Hamburg.** K. G. Wenn Sie Ihren Durst durchaus nicht mit reinem Wasser stillen wollen und fühlen, daß kaltes Bier Ihnen nicht bekommt, so trinken Sie einen kaltgewordenen schwachen Aufguss von chinesischem Tee, dem Sie bei großer Hitze eine ganz geringe Quantität von Zitronensaft oder Essig zusetzen mögen. Das ist das beste Mittel zur Durstlöschung, was es gibt.

**Berlin.** Alter Abonnent. Waschen Sie Ihre Hände, um die rotbräunliche Färbung wegzubekommen, welche die Frostbeulen hinterlassen haben, täglich mehrmal, besonders des Abends vor dem Schlafengehen, mit grüner Seife.

**Zürich.** Ausgewanderte Norddeutsche. Der Honig ist schärfer als gewöhnlicher Zuder und kann, wenn er in zu großer Menge auf einmal genossen wird, im Magen Gährungsprozesse hervorrufen, in deren Geolge Verdauungsstörungen und Blähungsbeschäftigung auftreten. Sonst ist er, sobald er gut ist, durchaus nicht zu fürchten. Der gute Honig muß hellgelb sein, angenehm gewürzig riechen und einen kräftigen Zudergehalt mit scharfsüßem Geschmack wie eine dickflüssige hellgelbliche Masse, den Honigstein, erkennen lassen. In Wasser ebenso wie in Weingeist muß er sich vollständig auflösen, ohne einen Bodensatz zurückzulassen. Sehr brauner, rötlicher, trüber, zäher oder riechiger Honig, der sich leicht in einen dickeren und einen wässrigen Teil scheidet und sauer oder bitter riecht oder schmeckt ist schlecht und schädlich.

### Redaktions-Korrespondenz.

**Rittsch.** W. Wir müssen Sie, wie überhaupt alle, die sich mit uns in Korrespondenz setzen, dringend bitten, die Adresse, unter der wir eventuell zu schreiben haben, ganz genau anzugeben, damit nicht unsere Sendungen, wie das so oft geschieht und auch dem in einer früheren Red.-Korr. annoncierten Briefe an Sie ergangen ist, als unbestimmbar zurückkommen.

**Kogasen.** G. S. Eine gute Abhandlung über Borne, die ihn in den von Ihnen angedeuteten Beziehungen darstellte, würden wir gebrauchen können, wenn sie die unerläßlichen Anprüche inbezug auf Form und Inhalt befreit. Jedoch dürfte sie nicht so umfangreich sein, daß sie durch mehr als zwei Nummern der „Neuen Welt“ ginge, also mehr als 6-7 Spalten Raum brauchte.

**Hamburg.** O. Th. Als eine sehr einfach herzustellende blaue Holzbeize wird empfohlen mit Wasser verdünnter Indigoextrakt oder Indigocarmin, in dem man das zu färbende Holz hineinträgt. Für Ahorn- und Lindenholz finden wir folgendes, allerdings erheblich komplizierteres Rezept angegeben: Man löst 1 Lot vom besten Indigo zu seinem Pulver, breitet dieses auf Papier aus, läßt es an gelinder Öfenwärme trocknen, bringt es dann in ein porzellanenes Gefäß, welches 4 Pfund Wasser faßt, und gießt nach und nach unter beständigem Umrühren mit Eisen- oder Glasstäben 4-5 Lot vom besten Vitriolöl dazu. Wenn die Auflösung vollständig bewirkt ist, mischt man einige Eßlöffel laues Wasser bei und rührt noch einige Zeit fleißig um. Dann setzt man laues Wasser in kleinen Portionen bei. Bei dem Gebrauch werden die zu färbenden Hölzer in ein genügend großes Gefäß von sehr harter Masse gebracht, die Beize wird darüber gegossen, das Gefäß geschlossen und auf gelinde Öfenwärme gebracht. Nach 24 Stunden wende man die Hölzer und lasse sie wieder 24 Stunden stehen, wonach das Holz schön dunkelblau gebleibt sein wird. Man trockne es anfangs bei gelinder Wärme, welche später verstärkt werden kann. Je stärker und farbenreicher die Beize ist, desto dunkler werden die Hölzer; ein größerer Zusatz von Wasser macht solche leichter und man kann auf diese Art die Farbe bis zum Himmelblau bringen.

**Mannheim.** P. R. Sie verfügen über ein hübsches Talent, nur müssen Sie den Sinn für Reinheit und Schönheit der Form Ihrer poetischen Leistungen durch etwache Selbstkritik noch tätiger zu schärfen suchen. Ihre „Sonntagsträumereien“ können mit einigen, das Wesentliche des Inhalts nicht berührenden Korrekturen veröffentlicht werden.

**Kortbus.** E. M. G. Der Roman soll uns zur Prüfung willkommen sein.

### Sprechsaal für jedermann.

Cleveland Ohio, 8. Juli 1882.  
Ich habe den Aufruf in Nr. 37 der „N. W.“ gesehen, und kann die Adresse des darin gesuchten Otto Gierpeck angeben. Seine Adresse ist: Otto Gierpeck, Cov. Tod & Hochlandstreet, Cleveland Ohio.

Achtungsvoll  
B. Ballhaus, 105 Wooland Av., Cleveland O.

Inhalt: Verklungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Gottsched, Göpe, Lessing. Ein Stück Kulturgeschichte. — Edle Liebe. Novelle. — Zur Geschichte der Presse in der französischen Revolution. — Josef Garibaldi. — Baierns Landesausstellung zu Nürnberg. — Die ägyptischen Wirren. Alexandrien. (Mit Illustration.) — Arabi Pascha. (Mit Illustration.) — Münchener Kindl. (Mit Illustration.) — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz. — Sprechsaal für jedermann.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.  
Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.